Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 20 (1879)

Artikel: Aus dem Tagebuch eines Römerpilgers [Fortsetzung]
Autor: Niederberger, R.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1007798

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aus dem Tagebuch eines Römerpilgers.

(Fortsetzung.)

Jetzt bin ich erst recht froh, daß ich vor'm Jahr nicht bis nach Rom gekommen bin, nämlich im Kalender. Denn wenn ich's so weit gebracht hätte, wer weiß, ob mir nicht etwa ein ungehobeltes Wort über den Viktor Emanuel entschlüpft wäre? Wenigstens, als ich in Rom war, ist's mir allemal recht ärgerlich über die Leber gefahren, wenn ich seinen Pallast gesehen, das heißt, nicht seinen, sondern eben den Quirinal, aus dem er den rechtmäßigen Eigenthümer, den hl. Vater mit Gewalt vertrieben hat. Da er nun aber bald nach dem Erscheinen des vorjährigen Kalenders mit Tod abgegangen (am 9. Jänner 1878), so bin ich jetzt froh, daß ich nichts Ehrenrührisches über ihn gesagt habe. Er ist jetzt todt und Gottes Barmherzigkeit hat ihm noch Zeit und Gnade gegeben, sich mit der Kirche auszusöhnen und den hl. Vater um Verzeihung zu bitten Und Pius IX. mußte durch besondere Fügung Gottes gerade just noch so lange leben, daß er seinem sterbenden Verfolger noch von Herzen verzeihen und ihm noch, wenn er die Gnade benützen wollte, zu einem seligen Tod verhelfen konnte, wie ja der Heiland auch vor seinem Hinscheiden noch einem Schächer in der letzten Stunde geholfen hat. Und jetzt hatte Pius IX. auch sagen können: „Es ist vollbracht!" Sein langes, großes Tageswerk war nun vollendet; der Leidenskelch war ausgetrunken — und am 7. Februar, da es am Abend zum „Englischen Gruß" läutete, neigte er sein Haupt und starb! O wie schätze ich mich so glücklich und wie froh werden all' die Tausende und Tausende von Pilgern sein, daß wir noch das Glück gehabt, zum Jubelfeste des Papstes nach Rom zu gehen; sonst hätten wir den großen, heiligen Mann hienieden nie mehr gesehen! — Indessen schweige jetzt mein armes Herz, sonst g bts wieder eine lange Betrachtung und das haben manche Leut' am letzten Kalender nicht gerne gehabt. Und sie haben eigentlich recht. Sie wollen lieber etwas lesen, wie es uns weiter gegangen auf unserer Pilgerfahrt und was wir etwa gesehen und beobachtet haben. Ich will also den Fehler möglichst gut machen und nur hie und da, wo ich's fast nicht über's Herz bringen kann, zu schweigen, etwa eine unschädliche Bemerkung zwischen hinein thun.

D'rum jetzt huxtig wieder auf die Eisenbahn; es ist von Verona, wo wir letztes Jahr im Kalender stecken geblieben, noch weit bis nach Rom.

I.

Der Weg führte uns bei Vizenza vorbei. Da erinnerte ich mich an die braven Schweizer, welche hier anno 1848 im heißen Kampf gegen die Oestreicher gefallen sind. Die Italiener hatten es nämlich zur selben Zeit auf schlaue Weise einzurichten gewußt, daß ihnen auch die päpstlichen Schweizerregimenter helfen mußten, die Kastanien aus dem Feuer zu holen, das heißt an ihrer Seite gegen die kaiserlichen Truppen zu kämpfen. Sie haben übrigens sich tapfer geschlagen und in dieser Hinsicht dem Schweizernamen Ehre gemacht. Es gab auf beiden Seiten viele Todte und Verwundete; unter den Letzten auch ein Namensvetter und Jugendgenosse von mir, der später in Folge seiner schweren Wunden gestorben ist. Zum schuldigen Dank für ihre ruhmvolle Tapferkeit haben die Herren Italiener ein paar Jahre später die wackern Schweizertruppen aus Rom und Neapel heimgeschickt, das heißt, der Bundesrath mußte es den italienischen „Brüdern" zum Gefallen thun und sie heimberufen, damit die Revolution in Italien desto „unschenierter" und ohne sich die Finger zu verbrennen, gegen Thron und Altar vorgehen könne. Was doch diesen italienischen Revoluzern schon Alles zu Gefallen gethan worden! Und was für Ströme fremden Blutes nur seit 30 Jahren

für ihre gottlosen Pläne schon geflossen! Es ist fürwahr ein Grausen!

Der Abend brachte uns nach Padua. Da haben wir gleich auf der Fahrt zu unserm Gasthof, wie auch schon an andern Orten, gesehen, was für kuriose Leut' die eint' und andern Italiener sind. Wir sind nämlich über einen öffentlichen Platz gefahren und da war eine schön gezierte Statue der Mutter Gottes aufgestellt. Daneben aber war an einer Hausecke mit großen Buchstaben angeschrieben: Garibaldi-Platz! Nun das paßt ja, wie eine Faust auf's Aug!

Am andern Morgen war unser erster Gang zur Kirche des hl. Antonius von Padua. Ein prachtvoller Tempel mit einem großen Franziskaner-Kloster. Das Kloster ist natürlich, wie hundert andere, im Namen der italienischen Freiheit aufgehoben worden. Doch dürfen die Patres — jetzt noch 18 an der Zahl — einstweilen noch da bleiben, um den vielen Pilgern, welche täglich von Nah und Fern zum Grab des Heiligen wallfahrten, die hl. Sakramente zu spenden. Hingegen das Ordenskleid dürfen sie nicht tragen. Es ist doch kurios; da kann heutigen Tags ein jeder Narr sich kleiden, wie er will; und wäre eine Mode noch so dumm oder noch so ärgerlich, da haben unsre Maulhelden nichts dagegen. Heid und Türk darf in seiner Landestracht sich überall zeigen und der Freimaurer mit seinen dummen Abzeichen öffentlich erscheinen, wenn er will, es kräht kein Hahn darnach. Und all' die Firlifanzerei beim Militär — ich wollt es Keinem rathen, etwas dagegen zu sagen. Und der Landjäger und der Henker und jeder Stiefelputzer am fürstlichen Hof und der arme Zuchthäusler — sie müssen in ihrer Amtstracht Parade machen. Und der Koch in den großen Gasthöfen, der ließe sich's nicht nehmen, im schneeweißen Kleid sich zu präsentiren. Nur die guten Franziskaner von Padua mußten ihr ehrwürdiges, lieb gewonnenes Ordensgewand, das sie 40—50 Jahre lang mit Ehren getragen, ablegen. Schöne Freiheit das! Uebrigens sollte ich als Schweizer eigentlich wegen dessen mit den Italienern nicht zu laut aufbegehren. Denn die Franziskaner in Padua und andere Leut' dürfen wenigstens noch ein geistliches Kleid tragen; auch haben wir in Rom und anderswo auf unsrer Reise verschiedene Klosterleut' in ihrer Ordenstracht gesehen und kein Mensch hat ihnen etwas in den Weg gelegt; während es in unserer sogenannten freien Schweiz bereits so weit gekommen ist, daß es z. B. in Genf den Geistlichen von Regierungswegen verboten wurde, im geistlichen Kleid zu erscheinen. Auch bin ich auf meiner Reise in Italien wegen meinem geistlichen Kleid niemals insultiert worden; hingegen als ich letzten Sommer einmal mit einem Priester auf Rigifirst beim Gasthof vorbeispazierte, da hat man uns noch lange „Kräh', Kräh'! nachgerufen; was ich übrigens gar nicht ungern gehabt; im Gegentheil hat's mich eigentlich gefreut und hab gedacht, das gibt mir doch wieder etwas in den magern Kalender. Und wenn dann etwa wieder einmal von Leuten dieser Sorte gegen „pfäffische" Ungebildetheit und Verdummung des Volkes geifert wird, nun so kann man ihnen mit solchen Höflichkeits-Müsterle n aufwarten, wenn man will.

Doch lassen wir jetzt diese Geschichten und gehen wir wieder zu unsern guten Patres in St. Antonio. Einer derselben, ein ehrwürdiger Greis mit silberweißen Haaren hat uns mit großer Freundlichkeit aufgenommen und zwar in unsrer Muttersprache; er war aus Deutschland gebürtig. Seiner Zuvorkommenheit hatten wir es zu verdanken, daß wir, ohne lange zu warten, den großen Trost hatten, auf dem Grabe des wunderthätigen Heiligen die Messe zu lesen. Die große Zahl Pilger, welche da den ganzen Morgen bei diesem Altar nach jeder hl. Messe die hl. Kommunion empfingen, sind ein Beweis, daß das italienische Volk eine große Verehrung und Andacht zu ihrem hl. Antonius hat.

Nach dem Gottesdienst zeigte uns ein Pater auch den Kirchenschatz, das heißt, was nämlich die jetzige Regierung noch nicht in Dublonen und Fünfliber verwandelt hat Alles hat sie bis jetzt jedenfalls noch nicht unter den Hammer genommen. Denn es sind da noch große Kostbarkeiten vorhanden, z B. ein ganz goldener Kelch, reich mit Edelsteinen besetzt, ein Geschenk von einer österreichischen Erzherzogin. Auch an hl. Reliquien, kostbar eingefaßt, ist diese Kirche überaus reich. So sahen wir dort unter Anderm drei Dornen aus der Krone Christi, Haare der Mutter Gottes, die unverwesene Zunge des hl Antonius, einen Daumen des hl. Laurenzius, an dem man die Spuren seines grausamen Martyriums noch ganz deutlich wahrnimmt. Man zeigte uns auch den

Stein, welcher dem hl. Antonius beim Sterben als Kopfkissen diente, ebenso eine Schrift desselben; auch Handschriften anderer berühmter Heiligen; so z. B. einen Brief des hl. Joseph von Kupertino, eine Unterschrift des hl. Vinzenz von Paula u. s. w. Die Kirche muß überhaupt im Lauf der Jahrhunderte durch Geschenke von Fürsten und Königen und durch die Opfergaben von frommen Pilgern aus allen Weltgegenden und durch eine gute Verwaltung sehr reich geworden sein. Jetzt geht's freilich mit ihrem Vermögen wieder bergab. Die Könige und Kaiser sind heutigen Tags zum größten Theil, wenn es sich um Kirchen und Klöster handelt, nicht von Gebensdorf, sondern eher von Nehmisheim; und das Volk kann auch nicht mehr so viel in den Opferstock thun, denn es muß ja sich fast zu todt steuern für's Militär und andern Luxus seiner Regenten. Und seit das italienische Regiment den Schlüssel zu den Opferstöcken in Kirchen und Klöstern zu Handen genommen, werden die Leut' sich auch nicht mehr „überlüpfen", wenn das Opfer aufgenommen wird. Und wenn auch jetzt noch zu Ehren des hl. Antonius manche schöne Opfergaben fließen, so mag das wenig bringen, denn die Regierung zwackt dieser Wallfahrtskirche, wie uns die Patres sagten, alljährlich 52,000 Franken ab. Jetzt nimmt's mich nicht mehr Wunder, wenn schon alle Zuchthäuser überfüllt sind. Und wenn Alle herein müßten, die hinein gehörten, so müßte man wohl an den meisten Orten noch einen Stock darauf schlagen.

Padua hat noch viele andere schöne, kostbare Kirchen. Nebst andern sahen wir auch die herrliche Kirche der hl. Justina. Da mag der Fußboden allein mit seinen geschliffenen Marmorplatten von weiß', roth' und schwarzer Farbe ein schönes Stück Geld gekostet haben! Derselbe nimmt sich um so schöner und großartiger aus, weil keine Stühle in der Kirche sind, wie überhaupt in Italien namentlich die größern Kirchen keine Bestuhlung haben, die Chorstühle ausgenommen. Diese sind dann freilich oft von sehr großem Werth; so z. B. gerade in der Kirche St. Justina. Das Schnitzwerk stammt aus der Mitte des 16. Jahrhunderts und wird als eine ausgezeichnete Arbeit gerühmt. — Ein sehr freundlicher Geistlicher begleitete uns auch zum alten Rathhaus, dessen Saal zu den größten in ganz Europa gerechnet wird. Interessant ist da ein hölzernes Pferd von ungeheurer Größe. — Aufgefallen ist mir in Padua, daß einige Steinhauer auf offener Straße arbeiteten, obgleich es Sonntag war.

In Padua trafen wir zusammen mit einer deutschen Reisegesellschaft aus Köln und Umgebung, die ebenfalls nach Rom pilgerte. Es waren zwei Priester und mehrere Lajen, ausgezeichnete Katholiken. Wir trennten uns nicht mehr bis nach Rom. Ein bejahrter aber noch sehr rüstiger Pfarrer machte uns viele Freude mit Erzählungen aus seinen Erlebnissen; wie uns überhaupt die ganze Gesellschaft durch ihr freundliches Wesen, ihre Zuvorkommenheit und Dienstfertigkeit und namentlich durch ihre entschieden katholische Gesinnung stets in gutem Andenken bleiben wird. — Wenn man in fremden Landen ist, wo man keine Menschen kennt und die Landessprache nicht versteht, da thut's Einem doppelt wohl, wenn man mit Leuten zusammen sich findet, die uns durch gleichen Stand, gleiche Sprache, gleiche Gesinnung verwandt sind.

Wenn auch in Padua noch viel Schönes zu sehen wäre, so drängte es uns gleichwohl, vorwärts zu kommen. Unser nächstes Reiseziel war nämlich Venedig; und wir sehnten uns gar sehr, zum erstenmal in unserm Leben das Meer zu sehen und eine Stadt, die ganz in's Meer hinausgebaut ist. Der 29. April brachte uns am Abend 5 Uhr dahin. Die Eisenbahnbrücke, auf welcher wir dahin gelangten, wird wohl eine der größten sein in der Welt, denn sie ist drei Viertelstund' lang. Was doch der Menschengeist mit Menschenkraft zu Stande bringt! Und wie er sich alle Elemente dienstbar macht! Nur sich selbst zu beherrschen — das bringt er so selten zu Stande!

Im Bahnhof angekommen, fanden wir eine große Menge von Gondeln, welche auf die Reisenden lauerten, um sie in die verschiedenen Gasthöfe zu führen. In Venedig geht man nämlich nicht zu Fuß in's Wirthshaus — es gibt zwar auch Fußwege und Brücken — auch nicht per Fuhrwerk — denn solche gibt es da nicht —, sondern man nimmt einen „Fehr" und laßt sich in einer niedlichen Gondel zu Wasser dahin fahren. Wir wählten mit unsern deutschen Reisegefährten die Gondel, die uns zum „Sandwirth" führte, weil wir vernommen hatten, daß der Gasthofbesitzer ein gemüthlicher Tyroler sei. Als wir in die Stadt hinein fuhren, läutete man mit allen Glocken; freilich nicht wegen uns, sondern weil soeben der

Kardinal-Patriarch von Venedig gestorben war. Drei Tage wurde dieses Trauergeläute fast ununterbrochen fortgesetzt, bald in diesen, bald in jenen Kirchen, deren es in Venedig gegen hunderte gibt. Der hohe Kirchenfürst ward sehr betrauert, denn er soll den Armen viel Gutes gethan haben. Gerne hätten wir uns bis zu seiner Begräbniß in Venedig aufgehalten; aber wir hätten etwa 8 Tage warten müssen und das harmonierte nicht mit unserm Reiseplan. — Wir mußten es nicht bereuen, daß wir zum „Sandwirth" gefahren. Denn er und sein Hausvolk waren wirklich gemüthliche Leut'. Auch konnten wir uns über den „Konto" nicht beklagen. Was ich dem „Sandwirth" am wenigsten verzeihen konnte, war das, daß er in der Gaststube die Porträts Viktor Emmanuels und Garibaldi's in Goldrahmen aufgehängt hatte. Ich weiß zwar wohl, daß die Wirthsleute allerhand Gäste haben und ihnen gar Manches zu Gefallen thun, was sie sonst in ihrem Privatleben nicht thäten. Aber wie ein Tyroler es über's Herz bringen kann, den geschwornen Feinden seines angestammten Kaiserhauses einen Ehrenplatz im Gastzimmer einzuräumen, das kommt mir unbegreiflich vor, besonders in Venedig, wo die solidern Leut', wie man uns versicherte, im Geheimen herzlich froh wären, wenn sie das italienische Regiment mit sammt dem Garibaldi wieder an den Kaiser Franz Josef vertauschen könnten. Uebrigens haben wir bei unserm „Sandwirth" gleichwohl uns gut befunden und wenn ich wieder nach Venedig ginge, ich kehrte wieder beim Sandwirth ein. Sein Gasthof ist gar so hübsch gelegen. Kaum paar Schritte vom Hause liegt eine Menge ganz gewaltiger Meerschiffe aus allen Weltgegenden vor Anker. Durch Vermittlung unsers freundlichen Gastgebers dursten wir eines der größten besteigen und es allseitig besichtigen. Es kam von Summatra in Ostindien. Die Matrosen waren Chinesen, Japanesen und Halbneger. Wenn man die schöne Ordnung auf dem Schiffe, den festen, soliden Bau desselben und die große Reinlichkeit in den Schlafstätten, in der Küche und dem Speisesaal betrachtete und natürlich das herrliche Wetter dazu, so hätte man gleich vom Land stoßen mögen und hinaus auf's hohe Meer nach fremden Welttheilen! In der Schiffsstallung sahen wir eine ostindianische Kuh, die sich aber schlecht gewintert hatte und jedenfalls von den „Welschen" nicht über den Gotthard genommen würde; auch fremdländische Schweine waren da zu sehen. Am meisten ist uns ein Schäflein aufgefallen mit einem sogenannten Fettschwanz, der bei einem ausgewachsenen Thiere bis 20 Pfund schwer werden kann.

Da wir auf eine Fahrt nach Ostindien verzichten mußten, so wollten wir wenigstens die Zeit benützen, um in einer kleinen Gondel einige Stunden in Venedig herumzuschiffen. Der Sandwirth hatte uns einen ausgezeichneten „Fehr" bestellt, der mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit die Gondel zu leiten verstand. Wenn man nämlich bedenkt, wie da Alles wimmelt von diesen Hunderten von Gondeln, die da kreuz und quer herumfahren, so muß man wahrlich sich verwundern, daß es nicht alle Augenblicke einen Zusammenstoß gibt. Da könnte man nicht jeden „Fehr" um den Vierwaldstättersee herum brauchen. Aber die Venezianer wie überhaupt die Italiener sind gar nüchterne Leut'. Ich habe während meiner ganzen Reise in Italien keinen einzigen Betrunkenen gesehen und wenn etwa Einer ein wenig „Oel am Hut" hatte, so war's sicher noch ein Deutscher oder ein Schweizer. Ich will freilich nicht sagen, daß in Italien die Leut' nicht auch hie und da ein Gläschen zu viel nehmen — der „Welsche" ist gar gut — und es kann manch' Einer einen gewaltigen Zopf gehabt haben, ohne daß ich es gesehen habe. Aber wenn man mehrere Wochen in einem Lande sich aufhält und von Stadt zu Stadt wandert und keinen Betrunkenen zu sehen bekommt, so ist das doch wahrlich ein gutes Zeugniß für die Nüchternheit eines Volkes. Es gibt Orte, wo man alle Sonntage und oft noch unter der Woche Leute sehen kann, die man jedenfalls in Venedig nicht mehr als Gondelführer brauchen könnte. — Unser Gondolier fuhr mit uns viele Stunden in der Stadt herum, ohne den mindesten Unfall; ein einzigesmal, als er um eine Hausecke herumschwenkte, stieß er mit einer Gondel, die von der andern Seite uns entgegenkam, leicht zusammen; das war aber nicht seine Schuld; der Andere hatte es unterlassen, die gewohnte Warnung zum Ausweichen zu rufen; der Unsrige hatte seine Pflicht gethan. Es hatte übrigens keine weitere Folge, als daß die zwei „Fehren" mit italienischer Zungenfertigkeit einander eine Weile abgekanzelt haben.

Da wir nicht lange in Venedig bleiben woll-

ten, so beeilten wir uns, wenigstens einige Hauptkirchen und etwelche andere Sehenswürdigkeiten zu besuchen. Venedig besitzt nebst dem großartigen St. Markus-Dom mehrere prachtvolle Muttergottes-Kirchen, zu denen uns der Reihe nach unser Gondolier hinführte. So oft er vor einer Kirche oder anderswo still gehalten, um uns aussteigen zu lassen, waren sicher einige dienstbare Geister parat, um ein paar Soldi zu verdienen; und wenn sie auch nur mit einer Hand die Gondel anrühren konnten, so hielten sie gewiß die andere uns entgegen, um ein Trinkgeld zu empfangen. So war's wieder beim Kirchenportal und in der Kirche selber. Es ist allerdings nicht zu Verwundern; denn in dem einst so reichen Venedig soll es gegenwärtig bei einer Bevölkerung von 128,000 Seelen 32,000 Arme geben. Uebrigens dürfen Einen beim Besuch dieser Kirchen einige Soldi, nebstdem daß sie ein Almosen sind, auch sonst nicht reuen. Denn auch nur ein flüchtiger Blick in diese prachtvollen Tempel mit all' ihren Kunstschätzen und Heiligthümern ist mehr als so viel werth. Das muß man den alten Venezianern lassen, sie haben von ihrem Reichthum dem lieben Herrgott und seiner Mutter und seinen Heiligen auch etwas geopfert. Fast jedes Altarblatt ist ein Kunstwerk irgend eines berühmten italienischen Meisters; und dem gemäß hat man auch Gold, Silber und Edelsteine nicht gespart. So sahen wir in der Karmeliterkirche einen Tabernakel ganz von kostbarem edeln Gestein erbaut und die Säulen u. s. w. von Marmor aus allen Weltgegenden. Nicht minder schön und kostbar ist die Jesuitenkirche, wo z. B. die Kanzel mit Teppich und Mantel ganz von vielfarbigem geschliffenem Marmor, der Tabernakel aber von Jaspis, einem kostbaren Edelstein, ist. — Als wir in die Kirche der hl. Johannes und Paulus eintraten, sahen wir, obgleich es nicht die Zeit des Gottesdienstes war, auf einem Seitenaltar mehrere Kerzen brennen und vor demselben viele Leute andächtig beten. Wir näherten uns ebenfalls und hatten die große Freude, daselbst in einem kostbaren Krystall-Gefäß einen unverwesenen Fuß der so hochbegnadigten hl. Katharina von Siena zu sehen und zu verehren. Man konnte noch deutlich an demselben die Wundmale sehen, mit denen im Leben ihre Hände und Füße wunderbar geziert waren; — es war gerade ihr Festtag. — Wir besuchten auch die leider vor 10 Jahren durch Brand verwüstete Rosenkranzkapelle, welche die Venezianer zur Erinnerung an den glänzenden Sieg über die Türken bei Lepanto, bei welchem auch unser berühmter Ritter M. Lussi mitgefochten, erbaut hatten. Es müssen da Kunstschätze von sehr hohem Werth verbrannt sein. Den Abend brachten wir auf dem St. Markusplatz zu, wie an Sommerabenden wohl die meisten Venezianer, welche Zeit und Bedürfniß haben, sich im Freien zu erholen, zu thun pflegen. Es ist dieß wohl einer der schönsten und größten öffentlichen Plätze in ganz Italien. Vor sich hat man den herrlichen Markusdom; von den andern drei Seiten ist er mit großartigen an einander gebauten Palästen umgeben, deren Erdgeschoß aus offenen Bogengängen besteht, in welchen sich Kaufläden, Kaffehäuser und Wirthschaften befinden. In der Mitte des Platzes spielte eine wohl besetzte Militär-Musik. Es ist wohl unnöthig zu sagen, daß wir uns da, wie andre Leut', bei einem Tropfen vom bessern „Welschen" ein Stündchen oder auch etwas darüber wohl sein ließen. Zum Sandwirth zurückgekehrt fanden wir einen deutschen Gast, der aber jedenfalls kein Römerpilger war, denn er entpuppte sich bald als ein ziemlich eifriger „Kulturkämpfer". Da ist er aber mit seiner Staatsallmacht bei unserm wackern Pfarrer aus dem Bisthum Köln an den „Lätzen" gekommen. Der hat ihm heimgezündet, daß er für gut gefunden, die Hörner einzuziehen und sich mäuschenstill zu halten -- Des andern Morgens ging's in den St. Markus-Dom, um da die hl. Messe zu lesen und den hl. Leib des Evangelisten Markus zu verehren, der, Anno 828 von Alexandria nach Venedig gebracht, allhier ruhet. Auf dem Altar, auf welchem ich die hl. Messe gelesen, befindet sich ein uraltes, hochverehrtes Muttergottesbild. Dasselbe soll, wie man uns sagte, in alter Zeit von Konstantinopel nach Venedig gebracht worden sein. — Wer Freude an kirchlichen Alterthümern und Kunstschätzen hat und Zeit und Geld dazu, der gehe, wenn einmal die Gotthardbahn fertig ist, nach Mailand und mache einen Abstecher nach Venedig in den Markusdom und das Geld wird ihn nicht reuen. Denn wo man immer den Blick hinwendet, außen und innen, sieht man nichts als Kunst und Alterthum. Interessant sind über dem Hauptportal vier kolossale Rosse aus vergoldetem Erz. Dieselben sollen, wie man erzählt, einst in

Rom den Triumphbogen des blutdürstigen Kaisers Nero geziert haben. Von da hatte sie Konstantin, der erste christliche Kaiser, nach Konstantinopel gebracht; von dort kamen sie Anno 1204 nach Venedig; am Ende des vorigen Jahrhunderts nahm sie Napoleon Bonaparte mit sich nach Paris und stellte sie auf einen Triumphbogen, wo sie standen, bis Anno 1815 der brave Kaiser Franz sie ihrem rechtmäßigen Eigenthümer, dem hl. Markus in Venedig, wieder zurückbrachte. Solche Reisen kann nicht jedes Roß machen! Und wenn sie reden könnten, die wüßten etwas zu erzählen!

Ich weiß nicht, ob Alle, welche den Kalender lesen, auch schon wissen, was Mosaik ist; ich denke schwerlich Alle. Wohl aber haben gewiß die Meisten schon etwa eine alte Kommode gesehen, an welcher durch Einlegen von verschiedenfarbigem Holz allerhand Figuren, etwa ein Wappen, oder eine Blume, oder ein Jäger mit seinem Gewild oder auch Bilder von Heiligen angebracht sind. Was nun so der Schreiner mit Holz macht das haben die alten Griechen und Römer mit verschiedenfarbigen kleinen Steinchen probirt und durch künstliches Zusammenkitten derselben gar mancherlei Figuren zu Stande gebracht, so daß man's kaum von einem Gemälde unterscheiden kann. Solche Kunstarbeit heißt man Mosaik. In dieser Kunst hat man es so weit gebracht, daß man selbst wohlgetroffene Portrait's in Mosaik verfertiget. So haben wir in Rom ein derartiges Portrait Pius IX. gesehen, welches kaum ein Maler gelungener malen könnte. Um diese Kunst haben sich die Päpste und namentlich auch Pius IX. sehr verdient gemacht und keine Kosten gespart, um dieselbe zu heben und zu vervollkommnen. Daß solch' eine Kunstarbeit viel Geld kostet, das kann man sich denken; denn auch der gewandteste Arbeiter braucht viel Zeit und Geld, bis er auch nur ein paar Zoll fix und fertig hat. Dann hat man aber etwas Rechtes und das Ding ist gut in der Farb und nach tausend Jahren noch von solch' einer Farbenpracht, als wäre es eben erst gestern gemacht worden. — Nun an solcher herrlicher Arbeit ist der St. Markusdom in Venedig überaus reich. Ganze Wände sind von Mosaik bedeckt und stellen uns verschiedene Geschichten aus dem alten und neuen Testament dar. Auch der Fußboden ist Mosaik. Und wenn man Alles zusammenrechnet, was von Außen und Innen an Mosaik vorfindlich ist, so soll es über 4200 Quadratmeter ausmachen. Auch sonst sind bei diesem Kirchenbau die Batzen nicht gespart worden. Man zählt bei 500 kleinern und größern Marmorsäulen, welche zum Theil aus fernen Weltgegenden hergeschafft wurden. Einige davon sollen sogar aus dem Tempel von Jerusalem herstammen. Wenn die Venezianer aus fremden Ländern mit Reichthum und Kostbarkeiten heimkehrten, so haben sie gewöhnlich auch ihrem lieben hl. Markus etwas Rechtes heimgekramt. Daher in diesem herrlichen Tempel so viel Gold und Silber und Edelstein und andere Kostbarkeiten und Alterthümer. Ich hätte dem St. Remigi in Stans auch gerne etwas Rechtes heimgebracht aus dem schönen, an Kunstschätzen so reichen Italien. Aber was nicht „Nuot und Nagel" ergreift, das hat das italienische Regiment schon ziemlich vorweggenommen.

Nach flüchtiger Besichtigung des Domes bestiegen wir den Glockenthurm. Derselbe ist nicht an die Kirche angebaut, sondern steht ganz frei in einiger Entfernung von derselben. Er ist gegen 100 Meter hoch, aber in langen Schneckenwindungen ganz leicht und daher ohne die mindeste Gefahr zu besteigen; s' ist aber auch der Mühe werth, da hinauf zu gehen; denn da hat man eine wunderschöne Aussicht über die ganze Stadt mit ihren 15,000 Häusern und gegen 400 Brücken und weit hinaus auf's Meer. — Diesem Thurm gegenüber steht ein anderer, in welchem sich die Kirchenuhr befindet. Zu oberst auf demselben stehen zwei Männer von Erz und schlagen mit einem Hammer auf einer Glocke die Stunde. Wie manchem Venezianer sie schon die letzte Stunde geschlagen, das haben sie uns nicht gesagt.

Wenn man sich einen Begriff machen will von der einstigen Macht und Größe der venezianischen Republik, so muß man nur den Dogenpallast (daheim würde man sagen: das Rathaus) ansehen. Da haben wahrlich Reichthum, Kunst und Wissenschaft einander die Hand gereicht, um einen der größten und kostbarsten Palläste der Welt zu bauen. Aber wenn man hienieden einen recht gewaltigen Gegensatz von irdischem Glanz und menschlichem Elend sehen will, so findet man ihn kaum irgendwo greller unter einem Dache beisammen, als eben da. Denn neben der wahrhaft fürstlichen Pracht der Säle, wo einst die Landesväter tagten, haben wir auch die schauderhaftesten Ge-

fängnisse gesehen, wo einst so Viele, welche in Ungnade gefallen, ohne Licht und Luft, ohne irgend einen menschlichen Trost elend verschmachteten. Selbst dem Beichtvater war der Zutritt verwehrt; er durfte höchstens durch ein gewaltiges Eisengitter den zum Tod Verurtheilten den letzten Trost der Religion spenden. Mit Wehmuth verließen wir diese Stätten des Elendes, wo vielleicht mancher Unschuldige Jahre und Jahre geseufzt, bis endlich der Tod ihm Erlösung brachte.

Zur Zeit, wo man uns ein wenig Geographie einpaukte, hatten wir auch etwas von dem berühmten venezianischen Glas gehört. Wir wollten also nicht von Venedig fort, ohne auch etwas davon zu sehen. Und wir müßten es wirklich bedauern, wenn wir da nicht noch einige Stunden geopfert hätten. Es ist nur Schade, daß wir ein paar Tausend Franken zu wenig Geld hatten; so ein schöner Kronleuchter wäre ein famoser Kram gewesen für unsern Muttergottes-Altar während der Maiandacht und andern Abendgottesdiensten. Hingegen in Anbetracht unserer Finanzlage mußten wir uns mit Ankauf einiger Kleinigkeiten begnügen und das Uebrige bloß in Gedanken mit uns nach Hause nehmen. Interessant war für uns zu sehen, wie man das Glas zu feinen Faden gesponnen und dieselben zu einem gar schönen Geflecht verarbeitete. Auch Glasperlen von gar schöner Pracht sahen wir fabriziren; ebenso ein gar nettes, feines Trinkglas mit kunstreichen Verzierungen. Zum Andenken an Venedig hab' ich mir ein solches, welches in meiner Gegenwart gemacht wurde, gekauft und — was das Merkwürdigste ist — es auf der ganzen Reise in meinem Handsack nachgeschleppt, ohne es zu zerbrechen.

II.

Am ersten Tag Mai ging's von Venedig wieder nach Padua zurück und von da ohne Aufenthalt gleich vorwärts nach Bologna. Die Eisenbahn führte uns durch eine meistens sehr fruchtbare Gegend, durch Reis- und Kornfelder. Was uns als Geistlichen aus den Urkantonen am wenigsten gefallen, ist das, daß wir keine Erdäpfelgärten gesehen haben. Hingegen war unsere Freude nicht gering, als wir auf einer schönen Matte eine wackere Kuhheerde weiden sahen. Die Kühe waren alle dunkelgrau und hatten sehr lange majestätische Hörner. An einem Ort sahen wir bereits Heu einsammeln. Wenn ich aber von einer fruchtbaren Gegend redete, so muß man sich gleichwohl nicht überall den Stanserboden vorstellen. Wir trafen auch viel Sumpf- und Riedland an; das mag wohl die Ursache sein, warum die Stadt Ferrara, die wir ebenfalls passirten, sammt ihrer Umgebung für sehr ungesund gehalten wird. Diese ungesunde Lage war auch Schuld, warum Papst Eugen IV. das daselbst im Jahre 1438 eröffnete allgemeine Konzilium später nach Florenz verlegen mußte.

Gegen Abend langten wir wohlbehalten in Bologna an. Da wir Willens waren, am andern Morgen in der Frühe wieder abzureisen, so beeilten wir uns, diesen Abend wenigstens noch das Allermerkwürdigste zu sehen, und das war für katholische Pilger unstreitig der hl. Leib der hl. Katharina von Bologna. Da es schon etwas spät war, nahmen wir ein Fuhrwerk und ließen uns zu jenem Kloster führen, wo sie als Ordensperson in großer Heiligkeit gelebt und gestorben. Die frommen Klosterfrauen ließen uns durch ihren Beichtvater sogleich in die Kapelle begleiten, wo ihr hl. Leib aufbewahrt und hochverehrt wird. Es ist eine kleine runde Kapelle, angemessen verziert. In der Mitte ist ein prächtiger Thron aufgerichtet, von brennenden Kerzen umgeben, und auf demselben sitzt die Heilige, in ein graues, kostbares Gewand gekleidet; Gesicht und Hände und Füße sind unbedeckt. Die Glieder haben noch ihre Fülle, wie beim lebendigen Leib, doch ist die Fleischfarbe in Folge der Zeiten sehr dunkel geworden, mit Ausnahme eines Theils der Wange, welcher ganz weiß ist, wie bei einem so eben verstorbenen Menschen; es ist dies die Stelle, auf welcher sie einmal in ihrem Leben bei einer wunderbaren Erscheinung vom Jesuskind einen Kuß zu empfangen gewürdigt worden war. Ich habe mich überzeugt, daß ihre Hände noch völlig weich sind; denn uns Priestern wurde gestattet, dieselben zu berühren. Wir mußten unwillkürlich mit Papst Pius IX., der vor vielen Jahren auch einmal dahin gewallfahrtet, ausrufen: „Wie wunderbar ist doch Gott in seinen Heiligen! Es sind nun schon über 400 Jahre, seit diese hl. Klosterfrau gestorben ist und noch ist ihr hl. Leib der Verwesung nicht anheimgefallen! — Auf beiden Seiten der Kapelle sind Schränke angebracht, in welchen

verschiedene Gegenstände sorgsam aufbewahrt werden, welche zu Lebzeiten der Heiligen mit ihr in Beziehung gestanden. So z. B. das Ordensskapulir, welches sie getragen; zwei ziemlich große Bücher, welche sie selbst verfaßt und eigenhändig und zwar sehr schön geschrieben; eine kleine Geige, auf welcher sie die hl Gesänge zu begleiten pflegte, eine Mutter Gottes mit dem göttlichen Kind, welche sie selbst gemalt, ein Stück Leinwand, auf welches sie bei einer Erscheinung das Kind Jesus gesetzt und endlich ein Kruzifix, vor dem sie gewöhnlich betete und welches einmal mit ihr redete. — Es ist nicht nöthig zu sagen, daß die Stunde die wir da verweilten, eine der interessantesten war, die wir auf unserer Reise gehabt haben. Unsere deutschen Reisegefährten und wir waren tief gerührt, daß uns die Gnade zu Theil geworden, einige Augenblicke da zu verweilen, zu beten, wo diese wunderbare Heilige so viele Jahre gelebt und in so innigem Verkehr mit Gott gestanden und bis auf den heutigen Tag von Gott so wunderbar verherrlichet wird. Und der Himmel selbst wollte noch dazu helfen, den tiefen Eindruck, den das Geschehene auf uns gemacht, noch mehr in die Seele einzuprägen. Denn die brennenden Kerzen warfen immer heller ihre Strahlen auf den hl. Leib, weil es inzwischen Nacht geworden; ein starkes Gewitter war im Anzug und unter zuckenden Blitzen und heftigen Donnerschlägen verließen wir die hl. Stätte. — Nach kurzem Nachtessen, an dem ich mich aber wegen meinen blöden Zähnen und den harten Speisen größtentheils nur als Zuschauer betheiligte, hingegen mit einer Flasche guten Welschen mich entschädigte, begaben wir uns frühzeitig zur Ruhe, weil wir des andern Morgens mit dem ersten Zug nach Ankona und von da nach dem weltberühmten Wallfahrtsort Loreto fahren wollten.

Am 2. Mai Morgens 3 Uhr befand sich unsere ganze Reisegesellschaft schon fix und fertig auf dem Bahnhof. Wir hatten auch in Bologna, wie überhaupt in Italien, Gelegenheit, an den Wirthsleuten oder ihren Angestellten eine sehr lobenswerthe Eigenschaft zu beobachten, nämlich die, daß sie am Morgen die Reisenden zu guter Zeit wecken und Alles parat halten, damit man ohne Hast und Eile rechtzeitig zur Eisenbahn kommt. Wenn daher diese Leut' auch gern ihre Hand herhalten, um etwa ein paar Soldi Trinkgeld zu empfangen, so kann man ihnen das wohl übersehen; sie sind pünktlich in ihrem Dienst und ihre Schuld ist es nicht, wenn man die Eisenbahn verspätet. Nichts ist verdrießlicher auf Reisen, als wenn man sich auf's Wecken verläßt und nicht geweckt wird oder wenn man auch so gescheid ist, selber zu erwachen, dann aber noch das ganze Haus im tiefen Schlaf liegt und man nicht weiß, wo aus und wo an.

Um 4 Uhr Morgen fuhren wir bei Immola vorbei, wo Pius IX. Bischof war, bevor er Papst geworden ist. Auf der Fahrt von Bologna nach Ankona sieht man viel fruchtbares Mattland mit vielen Bäumen, die Alle in sehr schöner Ordnung, wie Alleen gepflanzt sind. Von Baum zu Baum bilden häufig Weinreben wie einen Lebhag oder hangen wie Guirlanden in der Luft. Auch das Pflanzland, welches in langen, schmalen Riemen zwischen den Wiesen sich hinzieht, schien mir sehr fleißig und sorgfältig angebaut. Und ich müßte, wenigstens im Allgemeinen das italienische Landvolk in Schutz nehmen gegen den Vorwurf, als wäre es saumselig und unthätig im Landbau. Hingegen sind die Bauernhäuser sehr unansehnlich. Aufgefallen ist mir, daß man fast keine Scheunen und Ställe sieht. So viel ich erfahren konnte, läßt man das Großvieh laufen und die kleinere Waare lebt friedlich mit den Leuten unter einem Dache. Wenigstens erzählte uns ein Schweizer, der viele Jahre im Römischen sich aufgehalten, es haben ihn eines Tages seine Geschäfte zu einem Gemeindspräsidenten auf dem Lande geführt. Als er in das Audienzzimmer, das heißt in die Wohnstube geführt wurde, da habe er sich einen Begriff machen können von der Einfachheit des italienischen Landvolkes. Die Hühner waren auf dem Tisch oben, unter einem Bett, in welchem ein halb Dutzend Kinder Platz genug gehabt hätten, grunzten ein paar kleine Schweine und hinter demselben war ein Esel angebunden, deren es in Italien ungemein viele gibt, nämlich vierbeinige. An einem herabhangenden Strick war ein Kopfkissen befestiget und in demselben ein Kindlein gebettet, welches von einem alten Großvater hin und her geschaukelt wurde. Gewiß Alles sehr einfach; und doch, wer weiß, ob nicht unter diesem Dach weit mehr Glück und Zufriedenheit herrscht, als in manchem Pallast, wo nichts fehlt, als eben die Zufriedenheit. D'rum spielen auch die italienischen Orgel-

dreher so gern' die schöne Weise: „Freund ich bin zufrieden, geh' es wie es will; unter meinem Dache leb' ich froh und still". — Wie schon oben bemerkt, sieht man in Italien auf dem Lande wenig Ställe und Scheunen. Dagegen stehen neben vielen Häusern große sogenannte Heutristen, von welchen der Bauer nach Bedarf „abschrotet", bis es eben aufgebraucht ist. In den wärmern Gegenden Italiens brauchen sie übrigens nicht viel Heu; denn das Vieh ist Sommer und Winter auf der Weide.

Auf unsrer Morgenfahrt begegnete in unserm Wagen einem Italiener das Mißgeschick, daß er das Aussteigen verschlafen hat. Als er erwachte, war er zu seinem Schrecken schon wenigstens zwei Stunden weiter gefahren, als er gewollt hatte. Wenn ich italienisch gekonnt hätte, so hätte ich ihn gerne damit getröstet, daß andern Leuten auch schon Aehnliches passiert sei, nur mit dem Unterschied, daß sie das Einsteigen verschlafen.

Morgens gegen 6 Uhr waren wir am Meer. Die Bahn fährt von Rimini bis Ankona immer dem Meer entlang. Rechts hatten wir schöne fruchtbare Hügel, auf denselben manche Schlösser und Ruinen; links das herrliche Meer. Dasselbe ist etwas unruhig; es schäumt und braust und spritzt, wo es Widerstand findet, seine Wellen hoch auf.

Um halb 8 Uhr fuhren wir bei Sinigaglia vorbei; einst berühmt durch den größten Jahrmarkt, jetzt aber berühmter als Geburtsstätte des großen Papstes Pius IX., welcher hier den 13. Mai 1792 das Licht der Welt erblickt hatte. Die Stadt zählt ungefähr 22,000 Einwohner. Gerne wären wir ausgestiegen, um uns das Haus zeigen zu lassen, in welchem der große Pius seine Kinderjahre verlebt, wo eine fromme Mutter mit Gottes Gnade in sein für alles Gute empfängliches Herz jene Tugenden eingepflanzt, welche ihn durch's ganze Leben zierten und ihn würdig machten, der Statthalter Christi auf Erden zu sein. Gerne hätten wir auch jenen Weier gesehen, in welchen er als 8jähriger Knabe einst hineingefallen und nur wie durch ein Wunder vom Tode gerettet wurde. Allein es drängte uns, vorwärts zu kommen, um recht bald den Mann selber zu sehen, durch dessen Geburt Sinigaglia so berühmt geworden war. — Trotz des Gerassels der Eisenbahn hörten wir das gewaltige Tosen des nahen Meeres; gegen das Land zu war das Meerwasser trüb und erdfarbig; hingegen in der Ferne, von der Sonne beschienen, war es grün, wie unsre Wiesen im Anfang des Frühlings.

III.

Bald nach 8 Uhr waren wir in Ankona, wo wir aber nur so lange uns aufhielten, bis uns eine Zweigbahn nach Loretto brachte. Um 9 Uhr langten wir in Loretto an, das heißt, im Bahnhof von Loretto. Das Städtchen selbst mit der berühmten Wallfahrtskirche ist wunderschön auf einer Anhöhe gelegen; eine schöne Straße führt hinauf und an Gelegenheit zum Fahren ist kein Mangel; denn Dutzende von Fuhrwerken sind da in Reih' und Glied aufgestellt und lauern auf die Reisenden, um sie zur Stadt hinauf zu bringen. — Ich war vor Jahren einmal auf einer Reise in einen Thiergarten gegangen und war gerade da, als man diese wilden Thiere füttern wollte. Wer das auch schon gesehen und all' das Geschrei und das Brüllen und Heulen dieser gefangenen, hungrigen Bestien durch einander angehört hat, der kann sich, Menschen und Vieh nicht zusammen zu rechnen, eine ungefähre Vorstellung machen von dem Heidenlärm, den die Fuhrleute bei Loretto „verführen", wenn die Reisenden aus dem Bahnhof kommen. Nach einer polizeilichen Verordnung müssen die Fuhrwerke der Reihe nach aufgestellt werden und der Kutscher darf nicht absteigen, um etwa ein paar Reisende zu „angaschieren", sondern darf sich nur mit Rufen und Schreien behelfen. Und das thun sie denn auch, so viel auch nur menschenmöglich ist. Alle miteinander und in allen Tonarten durch einander und Jeder so laut er kann, rufen und schreien sie und gestikulieren dazu mit einer italienischen Lebendigkeit, daß es ganz ergötzlich anzusehen ist. — Die prachtvolle, fruchtbare Gegend und das schöne Wetter dazu hätte uns ermuthiget, den Weg zur Stadt hinauf zu Fuß zu machen; aber unser Gepäck mußte eben doch auch hinauf. Ueberdieß waren wir Priester noch nüchtern geblieben und wollten noch wenn möglich die hl. Messe lesen. Und da es schon 9 Uhr war, so suchten wir so eilig als möglich vorwärts

zu kommen und akkordirten daher mit dem ersten besten Kutschner. Wir hatten eine Adresse an einen gewissen Hrn. Moroni, bei dem man gut und billig „loschiere" und ganz nahe bei der Wallfahrtskirche sei. Unser Fuhrmann hatte also „Ordre", uns dahin zu führen. Allein schon beim ersten Wirthshaus wollte er uns mit aller Gewalt absetzen; und die geschäftigen Wirthsleute machten bereits die zierlichsten Komplimente, um die „Herrschaften" würdig zu empfangen. Es half nichts, unserm Fuhrmann die Adresse an Hrn. Moroni vor die Nase zu halten. „Es sei dort schon das ganze Haus überfüllt, hieß es, und für uns kein Platz mehr." Mein Reisegefährte mußte all' sein „Italienisch" zusammen nehmen und mit den kräftigsten Worten, die er für solche Fälle in Reserv' hatte, ausrücken, um endlich Roß und Mann wieder vorwärts zu bringen. Wir langten nun glücklich in unserm „Loschie" an und wurden sehr freundlich aufgenommen und sogleich auf unser Zimmer geführt. Da wir diesen Morgen wohl eine Strecke von 40 bis 50 Stunden auf der Eisenbahn zurückgelegt hatten, so sahen wir aus wie Halbmohren und mußten also zuerst zu Kamm und Striegel greifen, um wenigstens einigermassen anständig in die Kirche zu gehen. — Wer sich noch erinnert, wie er das erstemal mit seiner Mutter nach Einsiedeln wallfahrten konnte und wie's ihm war, als er daselbst in jene hl. Hallen eingetretten, wo die göttliche Mutter seit Jahrhunderten ihren Gnadenthron aufgeschlagen, der kann sich einigermassen einen Begriff machen von den Gefühlen eines Pilgers, der zum erstenmal in dem weltberühmten Heiligthum von Loretto steht; in jenem herrlichen Gnadentempel, wo Jahr für Jahr so viele Tausende aus allen Weltgegenden bei der Mutter der Gnaden Trost und Hilfe suchen; vor jenem hl. Hause, in welchem einst, als es noch zu Nazareth gestanden, der menschgewordene Gottessohn mit Maria seiner Mutter und dem hl. Joseph bis in sein 30. Jahr gelebt hatte.

Nachdem wir der wunderthätigen Gnadenmutter im gleichen Hause, in welchem sie vor mehr als 1800 Jahren den Gruß des Erzengels Gabriel empfangen, auch unsern Gruß und den Gruß all' unsrer Lieben dargebracht, begaben wir uns in die Sakristei, um nach Vorweisung unsrer Schriften um Erlaubniß zu bitten, die hl. Messe lesen zu dürfen. Die ehrw. Väter Franziskaner nahmen uns sehr freundlich auf; namentlich war es ein deutscher Pater, der uns während unserm zweitägigen Aufenthalt in Loretto mit einer Liebe und Zuvorkommenheit behandelte, als wären wir alte Bekannte. Es konnte nun allerdings keine Rede davon sein, daß wir schon am ersten Tag im hl. Hause Messe lesen konnten; weil eben gar viele Priester schon vor uns da waren und nun der Reihe nach an den Gnadenaltar gingen. Dagegen konnten wir uns auf den folgenden Tag hiefür einschreiben lassen. — Ich konnte in einer Seitenkapelle, welche der hl. Anna geweiht ist, die hl. Messe lesen. Es war da so still und einsam; denn alles Volk sammelt sich größtentheils in und vor dem hl. Hause. Ich war ganz allein mit dem Altardiener und wenn's nicht vorgeschrieben wäre, daß man einen haben muß, so hätte ich auch den noch in's Pfefferland verwünscht. Es ist eine alte Sache, daß die Altardiener am wüstesten thun, wenn fremde Herrn da sind. Und da dieß in Loretto täglich der Fall ist, so werden sie eben immer wüst thun. Ich habe ihn dann nach der Messe einem Pater verzeigt, der ihm eine Reprimande gab; das Bürschlein schien mir aber sich wenig daraus zu machen; ich merkte es ihm wohl an, daß der schon manchen „Kavillantis" erhalten, der nichts genützt hat. Man muß eben dem italienischen Blut auch etwas zu gut halten; und ich wollte das nur zu Nutz' und Lehr' der Altardiener drucken lassen, damit sie sich stets so aufführen, daß sie nicht auf solche Art in den Kalender kommen. Doch jetzt ist Mittag vorbei und einmal hohe Zeit, an's Frühstück zu denken, um dann später die Kirche und Land und Leut' uns etwas näher anzusehen. Aber da mag der Magen lang reklamieren, zuerst wollen die Bettler und die Krämer ihre Rechte geltend machen; die leisten wirklich das Menschenmögliche, um ein paar Soldi zu erhaschen. Respekt vor armen, hilflosen Leuten. Ihr Loos ist oft hart genug und es wäre Sünde, sich ihrer nicht zu erbarmen. Aber kräftige junge Burschen, die nur betteln, um nicht arbeiten zu müssen, die sind des Erbarmens nicht werth. Und dieser Sorte gilt's, wenn ich noch anderwärts auf meiner Reise von den italienischen Bettlern rede.

Loretto ist eines der berühmtesten Wallfahrtsorte, nicht nur in Italien, sondern in der ganzen kath. Welt, vielbesucht aus allen Ländern. Das sieht man schon aus den Inschriften an den Beichtstühlen. Denn an denselben ist angeschrieben, in welcher Sprache da beichtgehört wird. Und da findet sich nebst der italienischen auch die französische, die deutsche, die englische, die spanische, die illyrische Sprache. Einen weitern Beweis, wie sehr Loretto namentlich auch von Geistlichen besucht ist, haben wir in dem Umstand, daß man genöthigt war, die kirchliche Erlaubniß zu ertheilen, im hl. Hause auch Nachmittag noch Messe lesen zu dürfen; und der Fall kommt nicht selten vor, daß Priester bis in die späten Nachmittagsstunden nüchtern bleiben, um noch im hl. Hause Messe lesen zu können. — Ueber den Ursprung dieser Wallfahrt lehrt die fromme Ueberlieferung Folgendes:

Das Haus der Mutter Gottes zu Nazareth, in welchem „das ewige Wort Fleisch geworden" und wo die hl. Familie gelebt hatte, wurde schon von den Aposteln und ersten Christen als ein großes Heiligthum in hohen Ehren gehalten. Später wurde dasselbe zu einer Kapelle eingeweiht und die hl. Kaiserin Helena, die Mutter des ersten christlichen Kaisers Konstantin, baute über dieselbe eine der schönsten Kirchen, die es in ganz Morgenland gab. Im Jahre 1291, wo ganz Palästina in die Hände der Ungläubigen fiel, wurde auch diese Kirche von Grund aus zerstört. Aber das hl. Haus, welches sich in Mitte derselben befand, sollte nach dem wunderbaren Rathschluß Gottes der Zerstörung nicht anheimfallen. Es war plötzlich verschwunden und nur seine Grundlagen waren noch zu sehen.

Zur gleichen Zeit, den 10. Mai 1291 sahen einige Landleute von Dalmatien, welche am frühen Morgen an die Arbeit gingen, zwischen den Städten Tersato und Fiume auf einer Anhöhe ein einsames Gebäude an einer Stelle, wo Tags vorher und überhaupt bis dahin nie ein Haus oder eine Hütte gestanden. Ganz erstaunt verkündigen sie schnell, was sie gesehen und Alles eilt hin, um sich selbst von ihrer Angabe zu überzeugen. Man konnte sich gar nicht erklären, wie dieses geheimnißvolle Gebäude von kleinen röthlichen, viereckigen, mit einander verkitteten Steinen und von ganz fremdartiger Bauart und von uralten Aussehen hieher gekommen sei. Aber noch mehr war das Volk überrascht, als der heilige Bischof Alexander von Tersato, der seit 3 Jahren krank gelegen und dessen Tod man täglich erwartete, in festem Schritt die Anhöhe erstieg und mit freudiger Begeisterung erzählte, wie er eine Erscheinung gehabt, in welcher ihm die Mutter Gottes gesagt, daß dieß Gebäude das gleiche Haus sei, in welchem sie zu Nazareth geboren ward, in welchem der Erzengel Gabriel sie gegrüßt und das ewige Wort Fleisch geworden. Und zum Zeichen, daß es kein lerer Traum sei, habe sie ihn plötzlich gesund gemacht. — Als das wunderbare Ereigniß dem Statthalter von Dalmatien zu Ohren kam, begab er sich an Ort und Stelle, um sich persönlich von Allem zu überzeugen. Er nahm die genauesten Vermessungen vor und wählte vier, durch Wissenschaft und Tugend ausgezeichnete Männer und sandte sie in's hl. Land mit dem Auftrag, in Nazareth selbst gewissenhaft zu untersuchen, ob daselbst das Haus der hl. Jungfrau wirklich verschwunden, ob das in Dalmatien angekommene Gebäude in Bezug auf Grundlage, Länge und Breite dem Platz, wo in Nazareth das hl. Haus gestanden, vollkommen entspreche und ob es in Bezug auf Gestein und Bauart ebenfalls mit den dortigen Häusern übereinstimme.

Die vier Gesandten reisten über Land und Meer nach Nazareth und wendeten sich an die dort wohnenden Christen, welche ihnen mit weinenden Augen erzählten, daß das hl. Haus um die und die Zeit gänzlich verschwunden und einzig die Grundlage davon übrig geblieben sei. Die angegebene Zeit stimmte vollkommen mit derjenigen des wunderbaren Erscheinens des geheimnißvollen Hauses in Dalmatien überein; ebenso die Länge und Breite, das Material und die Bauart. Sie brachten ihre Erkundigungen zu Papier und bekräftigten bei ihrer Rückkehr die Wahrheit derselben mit einem feierlichen Eidschwur. Es war also kein Zweifel, daß das hl. Haus auf wunderbare Weise nach Dalmatien übertragen worden sei. — Doch sollten die Bewohner von Tersato dasselbe nicht lange besitzen. Nach drei und einem halben Jahr, in der Nacht vom 10. Dezember 1294, verschwand es wieder und kam ebenso wunderbar in das Gebiet von Rekanati. Nach einiger Zeit war es auch da wieder ver-

schwunden und man fand es etwa drei Meilen von der Stadt Rekanati auf einem kleinen Berge. Da aber zahlreiche Pilger sich einstellten, so wählte sich eine Räuberbande den nahen Wald zu ihrem Aufenthalte, um die wehrlosen Wallfahrer auszuplündern. Nach 8 Monaten erhob sich das hl. Haus auf's Neue und ließ sich auf einem benachbarten Hügel nieder. Allein die Eigenthümer des Grundstücks, zwei Brüder, geriethen in Streit wegen den Opfergaben, welche die Pilger da niederlegten.

Das Heiligthum verschwand abermals und senkte sich an der Stelle zur Erde, wo es jetzt noch steht. Diese mehrmaligen Uebersiedlungen machten begreiflich das größte Aufsehen und zogen weit und breit die Aufmerksamkeit Aller auf diese geheimnißvolle Erscheinung, namentlich auch wegen den vielen Wundern, welche beim hl. Haus geschahen.

Die kath. Kirche, allzeit vorsichtig beim Untersuch von außerordentlichen Erscheinungen, wendete auch hier die größte Vorsicht an. Auf den Rath Papst Bonifaz VIII. stellte der Bischof von Rekanati auf's Neue eine allseitige, genaueste Untersuchung an. Auf seine Anordnung reiste im Jahr 1296 abermals eine Kommission von 14 einsichtsvollen Männern zuerst an die Orte, wo das Haus sich niedergelassen und von da über Meer in's hl. Land und nach Nazareth. Ihre genauen Untersuchungen und Vermessungen hatten das gleiche Resultat, wie vor 5 Jahren; es war nun zur völligen Gewißheit geworden, daß das geheimnißvolle Haus in Loretto das wirkliche Haus der hl. Familie von Nazareth war. — Das hl. Haus steht nun unter der hohen Kuppel der großen schönen Wallfahrtskirche und ist von außen mit weißem Marmor eingefaßt, mit kunstvollen Abbildungen aus dem Leben Mariä u. s. w. Im Innern, ebenfalls auf das Kostbarste ausgeschmückt, sieht man noch die Mauer von kleinen röthlichen Steinen; die Balken sind von Cedernholz, noch gut erhalten. Ein kostbarer Altar und hinter demselben ein uraltes Muttergottesbild mit dem göttlichen Kind, ebenfalls von Cedernholz, mit Perlen und Edelsteinen reich geziert. In einem zweiten kleinern Zimmer sieht man noch den Feuerheerd, auf welchem die seligste Jungfrau für ihren göttlichen Sohn und für sich und den hl. Joseph die Speisen zubereitet hat. In einem Schranke werden noch irdene Schüsseln aufbewahrt, welche der hl Familie beim Essen zum Gebrauche dienten. Das ganze Haus mit seiner Einfassung ist etwa 29 Fuß lang, 12 Fuß breit und 13 Fuß hoch Am Aufsatz des Altares stehen in großen, goldenen Buchstaben die Worte: Hier ist das Wort Fleisch geworden! — Am 3. Mai wurde uns nun das hohe Glück zu theil, in diesem durch den 30jährigen Aufenthalt des göttlichen Welterlösers geheiligten Hause die hl. Messe zu lesen. Dieser Augenblick allein ist eine Pilgerfahrt nach Loretto werth! — Nach der Messe begleitete uns der gute deutsche Pater in die Schatzkammer der Kirche. Es müssen da im Lauf der Zeiten kostbare Geschenke zur Ehre Mariä niedergelegt worden sein; denn nur für Kleinigkeiten hätte man da nicht gegen 70 kunstvoll gearbeitete Schränke von Nußbaumholz, welche über eine halbe Million Franken gekostet haben, machen lassen. Und in der That haben Könige und Kaiser und andere fürstliche Personen, welche nach Loretto gewallfahrtet, kostbare Schätze zur Verherrlichung der Gottesmutter hier niedergelegt. So z. B. opferte die Königin Christina von Schweden, welche im Jahr 1654 zu Rom in die katholische Kirche zurückkehrte, hier ihre Krone und Szepter. Ein Erzherzog Albert von Oesterreich und seine Gemahlin schenkten einen Mantel, der mit den kostbarsten Goldstickereien und mit vielen tausend guten Perlen und Diamanten geschmückt war. Herzog Albert V. von Baiern schickte ein großes Kreuz, das auf 12,000 Dukaten geschätzt wurde, nach Loretto und zwar unter Verschweigung seines Namens, den man erst später zufällig vernommen. Herzog Wilhelm V. hatte schon früher einen 80 Pfund schweren silbernen Kronleuchter geschenkt und später bei seiner Wallfahrt nach Loretto der hl. Kapelle ein prachtvolles goldenes Büchlein im Werth von 8000 Goldgulden verehrt. Rechnet man dazu die vielen goldenen Kelche, Monstranzen, Weihrauchfässer, Lampen, Statuen, Kronen, Halsketten, kostbare Goldstickereien, Edelsteine u. s. w, welche da geopfert wurden, so wird wohl der Kirchenschatz von Loretto einer der größten in der Welt gewesen sein. Aber es soll Keiner glauben, daß wir dieß Alles gesehen haben. Um all' diese Kostbarkeiten zu sehen, hätten wir wahrscheinlich zu den Juden gehen müssen.

Es hat nämlich nicht erst jetzt, sondern auch früher schon Könige und Kaiser gegeben, die's mit dem 7. Gebot nicht genau genommen. Ein solcher war auch Napoleon I. Er ist auch nach Loretto gegangen, aber nicht, um zu beten — und hätte es doch so nothwendig gehabt — sondern um den Kirchenschatz — zu sehen und ihn zum größten Theil auszuplündern. Selbst das hochverehrte Gnadenbild im hl. Haus entging der Hand des Räubers nicht. Doch die Vorsehung wachte, daß es nicht verloren ging. Pius VII. brachte es, als er aus der französischen Gefangenschaft zurückkehrte, zum großen Trost der Gläubigen nach Loretto zurück. Kein Wunder, wenn die Hrn. Napoleon schon kein Glück haben! Immerhin ist der Kirchenschatz von Loretto auch jetzt noch, durch neuere Geschenke bereichert, sehr sehenswerth und kostbar. Es ist auch noch eine türkische Fahne da, welche das christliche Heer in der denkwürdigen Schlacht bei Lepanto erobert hat. — Zu den Merkwürdigkeiten, die ich in der Kirche von Loretto gesehen, rechne ich auch ein ehmaliges Pfarrkind, einen ältern vermöglichen Bauernsohn von Büren, welcher vor paar Jahren nach Rom gewallfahrtet und seither in Loretto ein einsames, zurückgezogenes Leben führte. Sein Aufenthalt war größtentheils in der Kirche; seine Lebensweise höchst einfach. Obwohl er, der italienischen Sprache ganz unkundig, mit keinem Menschen, seinen Beichtvater ausgenommen, sprechen konnte, fühlte er sich doch glücklich und zufrieden und erklärte mir, hier leben und sterben zu wollen. Er hat Wort gehalten; denn er ist seither in Loretto gestorben. Geb' ihm Gott die ewige Ruhe!

In der Kirche von Loretto haben wir auch einen sonderbaren Brauch gesehen, den ich sonst noch nirgends beobachtet hatte. Einige Pilger gingen vom hl. Haus rückwärts durch die ganze Kirche und verrichteten dabei mit großer Andacht ihre Gebete. — Am Abend war Maiandacht mit italienischer Predigt und feierlichem Segen. Dieselbe war zahlreich besucht und das ganze Volk sang in einer sehr ansprechender Weise abwechselnd mit den Priestern lateinisch die lauretanische Litanei, welche ihren Namen von Loretto hat. — Auffallend ist die Kleidertracht der Mannsleute ab dem Lande in Loretto. Sie tragen über die Hosen ein langes weißes Hemd und über dasselbe eine schwarze oder auch hellfarbige Weste. In dieser Kleidung gehen sie zur Arbeit und zur Kirche; eine Kleidung, wie wir sie durch ganz Italien sonst nirgends gesehen. — Von Loretto aus hatten wir eine wunderschöne Aussicht, die uns aber mit Wehmuth erfüllte. Denn in der Nähe ist das Schlachtfeld von Castellfidardo, wo Anno 1860 die päpstlichen Truppen von den wortbrüchigen Piemontesen überfallen, der Uebermacht des Feindes erlegen sind. Hier war es, wo der wackere General Pimodan mit vielen braven Soldaten für die heilige und gerechte Sache des Papstes des Heldentodes gestorben!

Nachdem wir zwei Tage in Loretto zugebracht, setzten wir unsre Abreise auf Morgen den 4. Mai fest. Wir wollten aber nicht weg, ohne zuvor noch einmal an diesem Gnadenort die hl. Messe zu lesen und uns von dem hl. Haus zu verabschieden. Um 4 Uhr Morgens standen wir schon vor dem Kirchenportal und mit uns auch schon einige Bettler; was mir übrigens einen gewissen Respekt vor diesen Leuten eingeflößt hat. Denn selbst ein Bettler kommt mir ehrwürdig vor, wenn er am Morgen früh aufsteht. Beim Abschied vom hl. Haus schwebte mir noch einmal ganz lebhaft folgendes Ereigniß vor Augen: Vor bald 70 Jahren kniete eines Tages ein junger Edelmann vor dem Gnadenbild im hl. Hause. Sein Herz war mit tiefster Betrübniß erfüllt; denn er war mit jener schrecklichen Krankheit behaftet, welche man das fallende Weh' nennt. Alle menschliche Hilfe war umsonst. Nun wendet er sich zur göttlichen Gnadenmutter in Loretto, ruft sie mit vollem Vertrauen als das Heil der Kanken an und gelobt ihr, wenn sie ihm durch ihre mächtige Fürbitte die Gesundheit erflehe, sein ganzes Leben im hl. Priesterstande dem Dienste ihres Sohnes zu weihen. Das innbrünstige Gebet des frommen Jünglings wurde erhört; von der Stunde an war er von seinem Uebel befreit. Und er hat Wort gehalten, er trat in den Priesterstand, wurde später Bischof und Kardinal und im Jahr 1846 sogar Papst — es ist der glorreiche Pius IX!

IV.

Um halb 7 Uhr waren wir bereits wieder in Ankona. Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen. Wenn wir auch uns nicht lange aufhalten wollten, so konnten wir doch nicht unterlassen, die

Anhöhe zu besteigen, auf welcher die Kirche des hl. Cyriakus steht. Da wir aber nicht viel Zeit hatten bis zur Abfahrt des nächsten Zuges, so mußten wir eilen. Als es aber bergauf ging, da hieß es: Eile mit Weile! Denn es war gerade Jahrmarkt und ein solches Volksgedränge, daß es fast unmöglich war, vorwärts zu kommen; und nicht selten, wenn ich einen Schritt vorwärts gethan, wurde ich wieder zwei Schritte rückwärts gedrückt. Da erinnerte sich mein Reisegefährte an die That und das Wort unsers Helden Winkelried: „Ich will Euch eine Gasse machen." Und festen Schrittes ging der stämmige Mann uns voran und die ganze Gesellschaft folgte ihm auf dem Fuße nach, der deutsche Priester und ich sogar Arm in Arm; und so kamen wir, einige Rippenstöße abgerechnet, glücklich und unblutig an das ersehnte Ziel. Und wir hätten es bedauern müssen, wenn wir nicht hinauf gegangen wären. Denn die Aussicht auf die Festung und die ganze Stadt, welche wunderschön am Meer gelegen ist, lohnt wohl überreichlich die Mühe, die es kostet, da hinaufzusteigen. Interressant war es auch für uns, den schönen großen Meerhafen zu überblicken, welchen Papst Benedikt XIV. neu angelegt hat. Leider! wurde Anno 1860 auch Ankona dem Papst geraubt. Die päpstlichen Truppen, darunter auch manch' wackerer Schweizersohn, hatten sich tapfer gewehrt für die gerechte Sache des hl. Vaters; aber die große Uebermacht der Feinde brachte sie zum Weichen. Bald nach 8 Uhr saßen wir wieder im Eisenbahnwagen, um unsre Reise fortzusetzen. Es war dieß eine der angenehmsten Fahrten. Ein herrlicher Morgen, auf einer Seite das stille, ruhige Meer, auf der andern Seite fruchtbare Hügel und Anhöhen mit schönen Städten, Dörfern und Schlößern, im Thal prächtige Wiesen und Felder! Doch nach einiger Zeit verliert sich das schöne Grün. Ein hoher, kahler Berg starrt uns entgegen und auf einem felsigen Vorsprung desselben ein altes Städtchen. Wir fahren längere Zeit durch eine unfruchtbare steinige Gebirgswelt. Wer an die schönen Schweizerberge mit ihrem herrlichen Alpengrün oder mit ihren prächtigen Waldungen gewohnt ist, dem kommt das kahle oder sonnenverbrannte Aussehen vieler italienischer Berge langweilig vor. Doch bei Eisenbahnfahrten gibt es bald wieder Abwechslung. Allmälig verschönert sich die Gegend wieder. — Unter den Fruchtbäumen bemerkten wir auch bereits den Oelbaum. Derselbe ist mittelgroß. In seinen Blättern hat er einige Aehnlichkeit mit dem weißlichgrünen Weidenbaum. Seine Früchte oder Oliven sind kleine Steinfrüchte von grüner in's Bräunliche spielender Farbe. Aus denselben wird das allbekannte Baumöl gepreßt, welches in Italien vielfach für Butter gebraucht wird. Im südlichen Italien kommt der Oelbaum sehr zahlreich vor. So haben wir auf unsrer Fahrt nach Assisi ganze Wälder von Oelbäumen gesehen.

Obgleich wir einen Abweg machen mußten, so wollten wir doch nicht unterlassen, jene hl Orte zu besuchen, welche durch das Leben und Wirken des großen hl. Franziskus berühmt geworden sind. Wir fuhren also von Foligno mit der Eisenbahn nach Assisi. Das Städtchen ist hübsch gelegen am Abhang eines Berges und bietet eine schöne Aussicht auf die Landschaft. In der Ferne sieht man die Stadt Perugia, wo der gegenwärtige Papst Leo XIII. Bischof war. In Assisi angekommen, begaben wir uns zur Kirche des hl. Franziskus, um da beim Grab desjenigen zu beten, dem die Welt jenen hl. Orden verdankt, welcher seit 600 Jahren in der ganzen Welt und seit 1582 auch in Stans und im ganzen Unterwaldnerland so Vieles zur Ehre Gottes und zum Heil der Seelen gewirkt hat und auch heute noch in der ganzen Schweiz so viel Gutes wirkt. Zu unserm freudigen Erstaunen fanden wir dort eine gute alte Ordensschwester des hl. Franziskus, die uns in unsrer Muttersprache anredete; sie war eine geborne Deutsche. Sie begleitete uns zu den hl. Stätten, welche durch das Leben des Heiligen denkwürdig geworden sind. Bekanntlich wurde der hl. Franziskus, obwohl der Sohn eines reichen Kaufmanns, durch besondere Fügung Gottes in einem Stalle geboren; denn er war ja bestimmt, die Armuth Desjenigen nachzuahmen, der, obgleich König des Himmels und der Erde, dennoch in einem Stalle geboren werden wollte. Diese armselige Geburtsstätte des hl. Franziskus ist nun in eine Kapelle umgewandelt; ebenso das Haus, in welchem derselbe aufgewachsen ist. Doch sieht man noch die Hausthüre, wie sie zu seinen Lebzeiten war. Man zeigte uns auch ein kleines Gefängniß, in welchem der Heilige einmal, weil er Alles unter die Armen austheilte, von seinem Vater eingesperrt worden war. — Nachdem wir all' diese

Denkwürdigkeiten gesehen, führte uns die gute deutsche Schwester auch außerhalb des Städtchens in die Kirche des hl. Damian und das Kloster, wo die hl. Klara gelebt und gestorben und wo ihr hl. Leib hochverehrt aufbewahrt wird. Sie lebte bekanntlich zur gleichen Zeit, wie der hl. Franziskus und entsagte, wie er, allen ihren Reichthümern, um in völliger Abgeschiedenheit von der Welt in hl. Armuth zu leben. Ihrem Beispiel folgten noch zwei leibliche Schwestern, Agnes und Beatrix und später sogar ihre Mutter und viele Andere. So entstand auch ein weiblicher Orden nach der Regel des hl. Franziskus. In diesem Kloster gab es viel Interessantes zu sehen, welches an die hl. Klara und ihr wunderthätiges Wirken erinnert. Im Bethaus sind noch die gleichen sehr einfachen Chorstühle, in welchen sie mit den Schwestern die Tagzeiten gebetet; auch das Brevier, dessen sie sich bediente, ist noch vorhanden. Auch das hl. Gefäß, in welchem das Hochwürdigste Gut aufbewahrt wurde und vor welchem sie mit so wunderbarem Erfolg um Schutz und Schirm für das Kloster betete, als einst die Türken dasselbe überfallen, wurde uns ebenfalls gezeigt. Ebenso ein kostbares Reliquienkästchen, welches ihr Papst Innozenz IV., der sie wegen ihrer großen Tugend bei ihrer schmerzvollen Krankheit eines Besuches würdigte, zum Geschenk gemacht hat. Im Konvent zeigte man uns den Platz, wo sie bei Tisch gesessen und wo sie einst, als die Schwestern gar nichts mehr zu essen hatten, ein kleines Stücklein Brod und ein wenig Oel mit ihrem Segen so vermehrte, daß davon 50 Schwestern sich satt essen und noch Viel unter die Armen austheilen konnten. Zur Erinnerung an dieses Wunder wurde von diesem Brod ein Stücklein im Kloster aufbewahrt bis auf den heutigen Tag. Wir konnten auch ihren hl. Leib sehen in einer schönen Gruft. — Leider ist dieses Kloster, wie auch das zu St. Franziskus vom italienischen Raubregiment vor einigen Jahren aufgehoben worden. Wenn Etwas in gegenwärtiger Zeit einem Katholiken das Reisen in Italien unangenehm macht, so ist es wirklich das, daß man überall Spuren findet von Haß und Gewaltthätigkeit gegen die kath. Kirche und ihre segensreichen Anstalten. Viele Hunderte von Klöstern wurden während der Regierung Viktor Emmanuels ausgeplündert. Und doch immer kein Geld und Schulden ohne Zahl. Unrecht Gut thut nicht gut. Die Aargauer und andre Leut, haben es auch erfahren! —

Am 5. Mai konnte ich auf jenem Altar die hl. Messe lesen, unter welchem in einem kostbaren Sarg die Gebeine des hl. Franziskus aufbewahrt werden. Dieser Altar ist so gestellt, daß der Priester gegen das Volk gekehrt ist und daher beim Dominus vobiscum u. s. w. sich nicht umwendet. Uebrigens wegen dem Volk konnte man sich wenden, wohin man wollte, denn es war keines da. Ich glaube, es waren mehr Messen, als Leute, die sie anhörten. Es wollte mir überhaupt scheinen, daß die Bewohner von Assisi in der Verehrung ihres großen Heiligen nicht gerade die eifrigsten sind; und seit das Kloster aufgehoben worden, hat es, wie man uns sagte, noch um Vieles „geböset".

Es erübrigte uns noch, „Portiunkula" zu besuchen. Es ist dieß jenes berühmte Kirchlein, welches früher einem Benediktiner-Kloster gehörte und von dessen Abt dem hl. Franziskus geschenkt worden ist. Dasselbe war der Lieblingsaufenthalt des Heiligen. Hier war es auch, wo er vom göttlichen Heiland auf den 2. August jeden Jahrs allen Christgläubigen, welche nach würdigem Empfang der hl. Sakramente dieses Kirchlein besuchen und da nach der Meinung des hl. Vaters andächtig beten, einen vollkommenen Ablaß erfleht hat. Dieser Ablaß wird darum „Portiunkula-Ablaß" genannt und wurde später auf alle Ordenskirchen des hl. Franziskus ausgedehnt. Da dieses Kirchlein, über welches nun, wie in Loretto über das hl. Haus, eine große, prächtige Kirche gebaut ist, unterhalb des Städtchens, nicht weit vom Bahnhof gelegen ist, so konnten wir dasselbe bei unsrer Abreise von Assisi noch besuchen. Hier wurde uns der Ort gezeigt, wo der hl. Franziskus gestorben ist. Es ist hier auch ein in Holz geschnitztes Bild zu sehen, welches eine getreue Abbildung des Heiligen sein soll. Im Altar dieses Kirchleins wird das Herz des Heiligen aufbewahrt; in einem Schrank sieht man noch den Gürtel, welchen er im Leben getragen. Wohl selten ist ein Heiligthum so sehr geeignet, ein katholisches Herz mit so vieler Ehrfurcht und Dankbarkeit zu erfüllen, wie dieses Portiunkula-Kirchlein, eigentlich „Maria von den Engeln" genannt. Denn hier war ja die Wiege des weltberühmten Ordens des hl. Franziskus. Von hier aus hat sich derselbe in seinen verschie-

denen Abzweigungen über die ganze Welt ausgebreitet. Es ist in der That erstaunlich, wie ein so strenger Orden in so kurzer Zeit eine so große Ausbreitung gefunden hat. In nicht ganz 3 Jahren hatte derselbe bereits 60 Klöster errichtet und als der hl. Franziskus 10 Jahre nach Einführung seines Ordens ein sogenanntes Generalkapitel bei „Portiunkula" veranstaltete, fanden sich bereits 5000 Ordensmänner bei demselben ein; und kaum 50 Jahre nach seiner Stiftung zählte der Orden bereits 200,000 Mitglieder. Das Merkwürdigste ist noch das, daß die Welt bei allem Dem nicht untergegangen und daß in Italien und anderswo das Gras „einewäg" gewachsen ist. — Nachdem wir noch einmal uns und unser liebes Vaterland dem hl Franziskus dringend empfohlen und namentlich die „staatsgefährliche" Bitte zum Himmel gesendet, daß der Orden des Heiligen der kathol. Schweiz stetsfort erhalten bleibe, setzten wir uns wieder in den Dampfwagen, um nach Foligno zurückzukehren und von da ohne Unterbruch weiter zu reisen und noch den gleichen Abend in Rom zu sein. Auf dieser Fahrt sahen wir, nebst ganzen Wäldern von Oelbäumen, wie oben schon bemerkt, auch viele Kornfelder und Bohnen-Pflanzungen; einen herrlichen Anblick gewährten auch manche Felder mit hellrothem Zuckerklee und ganze Gärten mit Mohn, oder wie man's bei uns nennt mit „Hoffartrosen", bepflanzt. — In den naheliegenden Bergen bemerkten wir auch häufig Eisenbergwerke. — Nach paar Stunden waren wir in Spoleto. Diese Stadt zog unsere Aufmerksamkeit nicht so fast durch ihre herrliche Lage auf sich, als vielmehr durch manche Erinnerungen an Papst Pius IX. Bekanntlich war Pius vom Jahr 1827 bis 1833 Erzbischof von Spoleto. Hier hatte er böse Tage verlebt. Denn in dieser Zeit war es den geheimen Gesellschaften gelungen, in den dem Papst gehörenden Provinzen einen bewaffneten Aufstand gegen die päpstliche Regierung anzuzetteln. Eine bewaffnete Bande von 4- bis 5000 Aufständischen war bereits in Spoleto eingedrungen. Die Oestreicher, von Gregor XVI. um Hilfe gerufen, schickten sich an, die Aufständischen anzugreifen. Ein Sturm auf die Stadt mit all' den Gräueln des Krieges schien unvermeidlich. Das ging dem guten Erzbischof zu Herzen. Mit apostolischem Muthe ging er den erhitzten Schaaren der Aufständischen entgegen und seiner allbekannten Milde, seinen Bitten und Versprechungen ist es gelungen, dieselben zur Besinnung zu bringen, so daß sie ihre Waffen niederlegten und zu ihrem häuslichen Heerd zurückkehrten. Hier war es auch, wo er in seiner großen Liebe einen der Anführer der Aufständischen, einen königlichen Prinzen, in seinem bischöflichen Palast längere Zeit verborgen hielt und ihm inzwischen durch fortgesetztes Bitten die Verzeihung des hl. Vaters und einen Reisepaß auswirkte. Dieser Prinz war — Louis Napoleon. Wie derselbe, als er später Kaiser der Franzosen geworden, seinem Lebensretter, Papst Pius IX., diese großmüthige Liebe vergolten, ist bekannt. Undank ist der Welt Lohn! Von Spoleto an führt die Bahn wieder durch eine bergige Gegend, mitunter neben gewaltigen Abgründen und Schluchten. Je mehr man sich Rom nähert, desto mehr sieht man auf den Hügeln Ruinen und alte Burgen. Eine Zeit lang fuhren wir durch eine Gegend, welche viel Aehnlichkeit hatte mit der „Altmatt" bei Rothenthurm. Auch fehlten nicht große Heerden von Pferden, Schafen und Rindvieh; letzteres ausgezeichnet durch seine schönen, langen Hörner. Doch schenkten wir jetzt demselben weniger Aufmerksamkeit; denn wir wußten, daß wir in Kurzem Rom sehen werden und schauten fast mit unverwandtem Blick nach dieser Richtung hin; und Jeder wollte der Glückliche sein, der unsrer Reisegesellschaft die frohe Kunde bringen könnte, daß man Rom sehe. Dieser Glückliche nun war unser gute deutsche Pfarrer. Es war um 6 Uhr Abends, da rief er begeistert: Seht dort die St. Peters-Kuppel! Wir Alle drängten uns zu jenem Wagenfenster, wo er seinen Platz hatte. Er hatte sich nicht getäuscht. In immer größern Umrissen zeigte sich uns die hohe, majestätische Kuppel der St. Peterskirche. Unwillkührlich entblößten wir Alle das Haupt, um in der Stille dem großen Apostelfürsten unsern ersten Gruß entgegen zu bringen. Noch 20 Minuten Fahrt und es öffnet sich der Wagenschlag und an unser Ohr drang der bezaubernde Ruf des Konduktörs: **Roma.**

V.

Nun sind wir denn endlich in Rom; in jener altehrwürdigen Stadt, die einst die Hauptstadt des Heidenthums, durch Fügung Gottes die Hauptstadt der ganzen Christenheit geworden ist; die einst,

wie keine andere, die Gräuel des Götzendienstes gesehen, nun seit 1800 Jahren auch die wundervollen Segnungen des Christenthums sah und sie durch die Sendboten der Kirche in alle Theile der Erde hinausgetragen hat. Wir sind in Rom, in jener hl. Stadt, in welcher fast jede Erdscholle mit dem Blut der Märtyrer getränkt wurde und wo die Kirche gerade durch dieses für Christus vergossene Blut die herrlichsten Triumphe gefeiert über all' ihre Verfolger, über die mächtigen Beherrscher eines Weltreiches und über das mit Feuer und Schwert gegen den Christusglauben kämpfende Heidenthum. Wir sind in der Stadt der Heiligen, deren Andenken durch ungefähr so viele Kirchen, als Tage im Jahre sind, verherrlichet wird. Wir sind in Rom, der Residenz des Statthalters Christi auf Erden, der Stadt der Päpste, ihnen zu Dutzendmalen durch Waffengewalt entrissen, aber immer und immer wieder durch Gottes mächtige Hand zurückgestellt. Wir sind in der Residenz eines Mannes, der seit mehr als 30 Jahren durch seine hohen Tugenden, durch seine Weisheit und Charakterfestigkeit, durch seinen Heldenmuth in all' den schwersten Prüfungen und Verfolgungen die Bewunderung aller Völker des Erdkreises geworden, durch seine unvergleichliche Liebe die Liebe Aller, die ihn gesehen, sich erworben und vor dessen Wort selbst die Großen dieser Erde nicht selten gezittert haben; wir sind in der Residenz des größten Mannes des 19. Jahrhunderts, des hl. Vaters Pius IX.

Da gäb's nun freilich Vieles zu sagen und man könnte Dutzende von Kalendern schreiben; und ich hätte eine große Zahl von Büchern, welche von Rom erzählen. Aber ich schreibe ja nur „aus dem Tagbuch eines Römerpilgers" und hab' es ja von Anfang an gesagt, daß ich bloß erzählen wolle, was ich gesehen und erlebt und was mir etwa gefallen und nicht gefallen. — Und da muß ich nun bekennen, daß ich nur einen kleinen Theil von all' dem Merkwürdigen gesehen, das in Rom zu sehen wäre. Die ersten paar Tage leiden die meisten Ankömmlinge in Rom an einer gewissen Mattigkeit, so daß man nur mit Mühe und Unlust ausgehen mag. Später wird es Einem zu heiß, so daß man in den Nachmittagsstunden sich fast gar nicht aus dem Haus herausbringt. Die Morgenstunden werden für einen Priester zum Breviergebet und zur hl. Messe in Anspruch genommen, wo man bei der großen Zahl von geistlichen Pilgern oft lange warten muß, bis man an den Altar gehen kann. Indessen haben wir gleichwohl gar Vieles gesehen, das man eben nicht alle Tage und daheim gar nicht sehen kann. Und ich will's nun erzählen, wie ich's in meinem Tagbuch notirt habe.

Wir hatten zum Voraus durch freundliche Vermittlung eines Herrn, der seiner Zeit seine Hochzeitsreise nach Rom gemacht hatte, in der nächsten Nähe des St. Peterplatzes bei einem Pfarrer ein Zimmer gemiethet. In Rom angekommen, wurden wir von einigen deutschen Herren freundlichst begrüßt und einem Kutscher übergeben, der uns um die gesetzliche Taxe zu unserm „Loschie" führen mußte. Daselbst angelangt, fragte mein Reisegefährte unsern Fuhrmann: Quanto costa? Da forderte der Bursche 5 Franken. Das war denn doch meinem Finanzminister zu viel und er legte ihm nach einigem Wortwechsel — natürlich Alles auf Welsch — 3 Franken hin. Der Fuhrmann wollte es nicht annehmen und ging davon. Doch nach einer Weile kam er wieder und nahm, da es nicht anders zu machen war, unter einigen Scheltworten die 3 Franken zu Handen und ging seine Wege. Später haben wir erfahren, daß wir ihm wenigstens 2 Franken zu viel bezahlt. Nun das war eine schöne Lehre für die Zukunft. In Rom ist das Fuhrwesen sehr bequem und, wenn man's weiß, auch sehr billig eingerichtet. Eine einfache Fahrt, selbst von einem Ende der Stadt zum andern, kostet für einen Einspänner nur 8 Batzen; ja in einem Omnibus kann man von einem Hauptplatz bis zum andern um 15 Rp. fahren und von dort um das Gleiche wieder ebenso weit in einen andern Stadttheil. Und vom Morgen bis am Abend ist ununterbrochen Gelegenheit zu solchen Fahrten und da kann Jeder ein- und aussteigen, wo er will. Wenn man will, kann man auch und zwar sehr billig einen Fuhrmann auf längere Zeit dingen und ihn per Stunde bezahlen. Doch nach den Erfahrungen, die ich gemacht, könnte ich das Keinem rathen. Ich wollte nämlich einmal eines schönen Vormittags 4 oder 5 Besuche in der Stadt machen und zwar Alles in einer Fahrt. Ich gab meinem Fuhrmann schriftlich an, wohin er mich führen soll. Wir machten uns sogleich auf den Weg; aber nur zu bald merkte ich, daß ich da wieder einmal die Rechnung ohne

den Wirth oder eigentlich ohne den Fuhrmann gemacht. Denn, um recht viel Stundengeld herauszubringen, ließ der Kerl sein Roß nur sehr langsam gehen und was das Aergste war, der Schlingel wußte den Weg nicht oder wollte ihn nicht wissen; er führte mich an ganz andere Orte, als ich wollte. Nach zwei und halbstündiger fast nutzloser Fahrt gab ich ihm endlich den Abschied und zahlte ihm mit Unwillen das Stundengeld. Als er dann aber noch ein Trinkgeld begehrte, da war's mit meiner Geduld zu Ende. Zu meinem großen Trost verstand er etwas französisch und ich hatte in meiner Jugend auch wenigstens so viel davon gelernt, daß ich ihm sagen konnte, er sei ein unverschämter Mensch. Von diesem Tage an bin ich nie mehr per Stunde gefahren. Nun, ich wollte das gerade hier sagen, damit ich's nicht etwa vergesse; es wäre Schade, wenn eine solche Fahrt nicht in den Kalender käme. Es soll aber Keiner meinen, daß alle römischen Fuhrleute von dieser Sorte seien. Es gibt unter ihnen viel gute, gefällige Burschen; und namentlich habe ich unter Hunderten derselben nie einen Betrunkenen gesehen. Doch jetzt wieder zurück auf unser Zimmer; es wartet dort eine unverhoffte Freude auf uns. — Da wir nämlich mit unserem geistlichen Hauspatron nur lateinisch verkehren konnten, so sagte er uns, er habe einen jungen Geistlichen an der Kost, der deutsch spreche; er wolle ihn rufen, daß er uns einwenig unterhalte. Augenblicklich war er da. Und wer war's? Ein sehr lieber Jugendfreund meines Reisegefährten, ein polnischer Graf, der mit ihm im Seminar in Chur gewesen und seit paar Jahren in Rom sich ausbildet und auf die Priester-Weihe sich vorbereitet. Sie hatten einander seit mehreren Jahren nicht mehr gesehen und kamen nun in Rom ganz unerwartet im gleichen „Loschie" zusammen. Was das für ein freudiges Wiedersehen war! Der gute Herr Graf hat uns während unseres Aufenthaltes in Rom so viele Freundschaft und Liebesdienste erwiesen, daß er uns unvergeßlich bleibt. Seither hat er seine erste hl. Messe gelesen und uns letzten Sommer sogar mit einem freundlichen Besuche beehrt. Im gleichen „Loschie" war noch ein zweiter polnischer Priester, der ebenfalls deutsch redete. Unvergeßlich sind die seligen Stunden, die wir da jeden Abend miteinander verlebten.

Am 6. Mai las ich die hl. Messe in der Klosterkirche des hl. Philipp Neri. Der polnische Graf hatte die Güte, mir zu ministriren. Was ich bei Loretto von den Altardienern gesagt und vielleicht noch anderswo sagen werde, soll denn in Bezug auf diesen Ministranten nichts gegolten haben. Nach der hl. Messe besahen wir uns die große, prachtvolle Kirche. Man zeigte uns auch den hl. Leib des liebenswürdigen Heiligen, der vor 300 Jahren in diesem Kloster gelebt und gestorben. Er ruht unter dem Altar, auf dem ich die hl. Messe gelesen. Wir sahen auch den Altar, auf dem er gewöhnlich das hl. Opfer dargebracht; auch seinen Beichtstuhl, seine Kleider, seinen Lehnsessel und sein Bett. Auf einer Gant würde das Alles freilich nicht viel gelten. Aber dem gläubigen römischen Volke wäre es um kein Geld und Silber feil; denn der hl. Philipp ist bis zur Stunde hochverehrt in Rom. An seinem Festtag den 26. Mai und während der ganzen Oktav war der große Tempel täglich zum Erdrücken voll. — Nach Hause zurückgekehrt und mühsam wohl hundert Tritte hinaufgestiegen zu unserm Zimmer nahmen wir uns Zeit, zum Fenster hinaus uns unsere Umgebung einwenig anzusehen. Vor uns liegt der unermeßliche St. Petersplatz, umgeben von Hallen mit vier Reihen von gewaltigen Säulen, auf welchen Statuen von weißem Marmor stehen. In der Mitte des Platzes steht zwischen zwei großartigen Spritzbrunnen ein bei 70 Fuß hoher Obelisk — eine aus einem Felsen gehauene und aus einem Stück bestehende viereckige Säule, — welche vor 1800 Jahren ein heidnischer Kaiser aus Egypten nach Rom transportiren ließ. Papst Sixtus V. ließ ihn dann Anno 1586 auf dem St. Petersplatz aufstellen und mit dem Zeichen der Erlösung, mit dem hl. Kreuze, schmücken. Eine der Inschriften heißt: „Seht das Kreuz des Herrn!" Fliehet feindliche Mächte, der Löwe aus dem Stamme Juda hat gesiegt!" Nicht weit davon geht die große Treppe an, die zur Peterskirche führt. An diesen Wundertempel ist der Vatikan angebaut, die Wohnung des hl. Vaters. Von unserm Fenster aus sahen wir die Zimmer, welche er bewohnte. — In der nächsten Nähe von unserm „Loschie" ist ein großer Wachtposten italienischer Soldaten, von dem wir aber nie im Mindesten gestört wurden; es waren stille, nüchterne Leute; und hätten sie nicht die Uniform getragen, es hätte ihnen kein Mensch angemerkt, daß es Soldaten seien. Daheim merkt man's allemal schon von

Weitem, wenn's Militär bei einander ist und wenn man's auch nicht sieht. Es war sehr viel Militär in Rom; aber, eine lustige Musik abgerechnet, hörte man keinen Lärm. Auch habe ich nie einen Betrunkenen gesehen. Freilich kamen in der Restauration, wo wir täglich speisten, nur Offiziere zusammen. Denn in Rom dürfen, wie man uns sagte, die Offiziere und die Gemeinen nicht in's gleiche Wirthshaus gehen. Das hätte vielleicht auch anderswo sein Gutes. Doch weil ich vom Militär nichts verstehe, so will ich auch nichts gesagt haben. — Was mich bei unserer Rundschau auf den St. Petersplatz besonders anheimelte, war ein „Kuppel" Geißen, die sich am Ende desselben gelagert hatten; meistens schöne, weiße Ziegen mit langen Haaren und Hörnern. Das war alle Morgen und Abend und auch auf andern öffentlichen Plätzen der Fall. Da kommen dann die Leute mit Trinkgläsern, um geißwarme Milch zu holen. Bei diesem Anblick und weil ich noch nicht gefrühstückt hatte, wandelte mich die Lust an, in einer nahen Restauration ein Milchkaffee und wär' es auch — aller Forstkultur zum Trutz — ein Geißkaffe, zu verlangen. Doch war dasselbe so erschrecklich dünn und schlecht, daß ich ein andersmal es vorgezogen, ein Glas „Welschen" oder sonst etwas Nasses zu „kallazen", wie mir schon daheim ein alter römischer Soldat den guten Rath gegeben hatte. Was mir aber für den schlechten „Kallaz" einen hinreichenden Ersatz geboten, war das Luzerner „Vaterland", welches der Wirth bestellt hatte. Ich nahm daher regelmäßig mein Frühstück dahier, um täglich die Neuigkeiten aus dem Heimathland zu lesen. Daß ich mir auch das „Nidwaldner-Volksblatt" wöchentlich nach Rom kommen ließ, versteht sich von selber. —

Unser tägliches Mittag- oder Abendessen — in Rom ißt man in der Regel nur einmal — nahmen wir in einer andern Restauration, ganz nahe bei unserm „Loschie". Man bekam da tüchtige Portionen neapolitanischer Makkaroni, ausgezeichnet gut und billig. Freilich, nachdem ich in Neapel gesehen hatte, wie man sie macht, konnte ich drei Tage lang keine mehr essen. — In dieser Restauration speisten namentlich viele Schweizerpilger und so hatten wir stets gute Gesellschaft. Neben uns speiste gewöhnlich auch ein römischer Allerwelts-Revoluzer hier; der gleiche, der seiner Zeit mit seinem Bruder und einem Andern die päpstliche Kaserne in die Luft gesprengt hatte und in Folge dessen zum Tode verurtheilt worden war. Während die andern Zwei ihre Frevelthat mit dem Leben büßten, konnte er sich flüchten. Als dann aber Viktor Emanuel in Rom eingezogen, kehrte auch er mit vielem andern Gesindel nach Rom zurück. Er schien uns ein ganz harmloser Mensch zu sein. Niemand hätte es ihm angesehen, daß er den Mord von paar Dutzend päpstlichen Soldaten auf dem Gewissen habe. Einmal sahen wir ihn einige Tage nicht mehr und als wir um die Ursache fragten, hieß es, er sei eingesperrt worden, was ihm das Jahr hindurch öfters begegne; denn wie er früher gegen den Papst agitirte, so jetzt auch gegen den König. Das ist ja immer so: wer ein Feind des Altars ist, wird auch ein Feind des Thrones sein. Das wollen freilich die Fürsten nicht einsehen, bis es zu spät sein wird. Nach paar Tagen war er wieder frei und trank wieder in unserer Schenke, wie zuvor, gemüthlich seinen Schoppen. Unsere Frau Wirthin soll auch zur Revolutionspartei gehören. Das hinderte sie jedoch nicht, im Schenklokal neben einem Muttergottesbild an der Wand bei Tage und bei Nacht zwei Lichtlein brennen zu lassen. — In Rom und überhaupt in Italien ist es der Brauch, jedesmal und wenn man auch nur einen Schoppen getrunken, dem Kellner ein Trinkgeld zu geben. Wer das nicht thut, der kann dann oft lang sitzen, bis er bedient wird. Es ging mir anfänglich auch so, weil ich von diesem Brauch nichts wußte. Als ich aber den Schaden gut gemacht, war der Kellner die Freundlichkeit selber. Man sagte uns, daß gar viele Angestellte in den Wirthshäusern keinen Lohn haben, sondern einzig auf die Trinkgelder angewiesen sind. Ich will's gerne glauben. Den 7. Mai hatten wir den großen Trost, das erstemal am Grabe des hl. Apostelfürsten Petrus zu beten und nachher uns den großartigen, herrlichen Tempel, wo dessen hl. Gebeine ruhen, ein wenig in Augenschein zu nehmen. Ich sage: Ein wenig. Denn wenn man diesen Riesendom eigentlich genau sich ansehen wollte, so müßte man nicht bloß paar Stunden, sondern Tage darin verweilen. Die St. Peterskirche ist die größte der ganzen Welt. Damit sich unsere Leut' eine Vorstellung von ihrer Größe machen können, will ich nur sagen,

daß sie 18 bis 20mal mehr Volk fassen kann, als die Pfarrkirche von Stans; und wenn man den Stanser Kirchthurm sich doppelt so hoch denkt, als er jetzt ist, so hat man noch nicht die Höhe von der St. Peterskuppel. Wenn man diese Kirche von außen und im Innern zum erstenmal und nur so oberflächlich sich ansieht, so meint man nicht, daß sie so groß sei, wie sie wirklich ist. Erst, wenn man die Einzelheiten etwas näher besieht, wird man ihre Großartigkeit gewahr. Es sind da in der Vorhalle Säulen von solchem Umfang, daß man sich einen runden Tisch herausschneiden könnte, an welchem 12 Personen bequem Platz hätten. An einem Pfeiler im Innern ist ein Weihwasserbecken angebracht, von Engeln getragen. Diese Engel scheinen nicht größer zu sein, als ganz kleine Kinder. Geht man aber ganz in die Nähe, so sind sie in ihren Gliedmaßen und in ihrer Größe einem korpulenten, klafterhohen Manne gleich. Von einem Ende der Kirche bis zum andern kennt man auch mit einem scharfen Auge seinen besten Bekannten nicht; und wenn man von den Gallerien im Innern der Kuppel in die Kirche hinunterschaut, so kommen Einem die Leute wie kleine Kinder vor. Und ich glaube eher zu wenig als zu viel zu sagen, wenn ich sage, es könnten in der Peterskirche ein halbes Dutzend Prediger zu gleicher Zeit predigen, ohne daß sie einander störten. Der Größe entspricht auch ihre Kostbarkeit. Sogar der ungeheure Fußboden, der sich, weil keine Stühle in der Kirche sind, wie ein großes, weites Feld ausnimmt, ist von köstlichem, glänzend geschliffenem Marmor. Die hohen Altarblätter sind alle von herrlicher Mosaik; auch Gold und Silber ist nicht gespart. Unter einem reichen Baldachin, der an Höhe den größten Palast übertrifft und von vier gewundenen Säulen aus Erz getragen wird, erhebt sich der päpstliche Altar. Darunter ist das Grab der heiligen Apostel Petrus und Paulus, vor welchem Tag und Nacht 122 kostbare Lampen brennen. Auf zwei Treppen von weißem Marmor steigt man zu demselben hinab. Ein leutseliger deutscher Priester, der in Rom wohnt, führte uns und eine große Pilgerschaar hinunter; ebenso in die unterirdischen Grüfte, wo wir viele Grabmäler berühmter Päpste aus alter Zeit sahen. Jetzt werden die Päpste nicht mehr da begraben, sondern ihr Leichnam wird in einem dreifachen Sarg in der Kirche selbst in einem hohen Pfeiler neben der Chorkapelle in einer Nische beigesetzt und bleibt in der Regel da, bis sein Nachfolger stirbt, wo er dann in jene Kirche gebracht wird, die er sich in seinem Testamente zu seiner Grabstätte erwählt hatte. — Wir sahen auch die Seitenkapelle, in welcher das letzte heilige Konzil Anno 1870 abgehalten wurde; man zeigte uns die Stelle, von welcher aus Pius IX. die Beschlüsse des Konzils von der Unfehlbarkeit des Papstes in Glaubenssachen bestätigt hat. — Wie man uns erzählte, zog im gleichen Augenblick ein gewaltiges Ungewitter mit Blitz und Donner über die Stadt Rom; doch ein Sonnenstrahl durchbrach das düstere Gewölke und fiel durch ein Fenster mitten auf das Angesicht des heiligen Vaters, so daß er in dem dunkeln Raume wie verklärt anzusehen war. Das mag ja Alles natürlich zugegangen sein; aber auch natürliche Dinge können ihre Bedeutung haben, wie der Regenbogen nach der Sündfluth. Die katholische Kirche und ihr geheiligtes Oberhaupt hat seit diesem Konzilium manches schwere Gewitter gegen sich aufsteigen gesehen und heftig rollte der Donner über sie her; aber in die Finsternisse leuchtete der Sonnenstrahl der ewigen Wahrheit und verherrlicht und verklärt steht, wie nie zuvor, das Papstthum mitten in allen Stürmen da!

Was mir in der Peterskirche und fast durchweg in den Kirchen Rom's sogleich aufgefallen, ist das, daß die Kerzenstöcke auf den Altären mit ziemlich starken Ketten angebunden sind. Ob das erst der Brauch sei, seit die italienische Regierung in Rom säßhaft ist, habe ich vergessen zu fragen. — Nachdem wir uns die Kirche von Innen angesehen, bestiegen wir auch das Dach und die Kuppel; doch bis in den Knopf hinauf wagte ich es nicht, obwohl man ungefährlich hinaufsteigen kann und 8 Mann bequem darin Platz nehmen können. Großartige, herrliche Aussicht! Das muß wohl ein erhebender Augenblick sein, wenn der Papst auf der hohen Gallerie erscheint und von da einer Volksschaar von hunderttausend Personen auf dem Petersplatz den feierlichen Segen spendet! — Von da zurückgekehrt, machten wir einen Besuch bei der päpstlichen Schweizergarde. Einer derselben war mein ehemaliges Pfarrkind; ich hatte ihn als kleinen Knaben oft an der Hand geführt und ihn auch

zur ersten heiligen Kommunion vorbereitet. Nun diente er schon seit vielen Jahren als Gardist dem heiligen Vater; ein treuherziger Mann, der uns während unserm Aufenthalt in Rom viele Dienste geleistet und wenn er freie Zeit hatte, uns bei unsern Ausflügen begleitete. Auch mehrere andere Gardisten waren sehr dienstgefällig gegen uns. Da unser Unterwaldner gerade frei war, so begleitete er uns in die Gärten des heiligen Vaters und in die päpstliche Münzstätte, die aber jetzt in den Händen der italienischen Regierung ist. Jetzt weiß ich doch, wo die schönen blanken Fünfliber mit dem unschönen Bildniß des Viktor Emanuel herkommen. Wir kamen eben dazu, als sie solche machten. Wo sie hingegen das Silber dazu ge—funden, haben sie uns nicht gesagt. Vielleicht hätte es uns manch' ein Kloster-Siegrist sagen können — Unser Begleiter führte uns auch in die Vatikanische Bibliothek. Der große Saal, welcher ihren Haupttheil bildet, gäbe eine anständige Kirche, denn er ist über 200 Fuß lang und gegen 30 Fuß hoch. Da werden, nebst einer Unzahl von werthvollen Büchern, bei 25,000 alter Handschriften in den verschiedenen alten Sprachen aufbewahrt, von denen viele aus den Urzeiten des Christenthums herstammen. In dieser Bibliothek wird noch das Buch aufbewahrt, welches König Heinrich VIII. von England beim Anfang der Reformation gegen den Martin Luther geschrieben und dafür vom Papst den Ehrentitel: „Vertheidiger des Glaubens" erhalten hat. Wer hätte damals geglaubt, daß der gleiche König ein paar Jahre später nicht nur selber vom Glauben abfallen, sondern sein ganzes Königreich mit List und Gewalt zum Abfall verführen werde. Der alte David hat doch Recht gehabt, als er sagte: Vertrauet nicht auf Fürsten und Könige. Wenn er jetzt noch lebte, nähme er die Kaiser wohl auch noch dazu. Wir haben wohl im Vatikan wundervolle, höchst kostbare Geschenke gesehen, welche der Papst und namentlich Pius IX. von Königen und Kaisern erhalten hat. Aber ich denke, wenn der Papst mit dem Einten und Andern schön sauber abrechnete und das, was sie ihm und der heiligen Kirche genommen, in Rechnung brächte, so hätte er noch ein Namhaftes an ihnen zu heischen.

Nachdem wir die Herrlichkeiten der St. Peterskirche und die Kunstschätze des Vatikans wenigstens theilweise besichtiget, wollten wir nun auch das Gegenstück davon sehen. Und da mußten wir nun weit in die Stadt hinunter. Man führte uns zu jenem schauderhaften Kerker, in welchem vor mehr als 1800 Jahren die heiligen Apostelfürsten Petrus und Paulus für den Glauben in Ketten und Banden gelegen. Zuerst kamen wir in eine ehrwürdige Kapelle, welche die Gläubigen über dem Kerker erbaut haben. Von da führt eine Treppe ungefähr 25 Fuß tief hinab in einen Kerker, das Mamertinische Gefängniß genannt. Derselbe ist etwa 24 Fuß lang und 18 Fuß breit und ziemlich hoch, aber sehr dunkel, schwarz und feucht. Hier war der heilige Apostel Petrus 9 Monate lang gefangen; später ward auch der heilige Paulus dahin gebracht, um da mit ihm gemeinsam auf das Todesurtheil zu warten. Mit ihnen waren noch 47 Soldaten hier gefangen. Mitten in diesem Kerker ist eine runde Oeffnung, durch welche die Gefangenen gewöhnlich nach ausgefälltem Todesurtheil an einem Strick in einen noch tiefern Kerker hinabgelassen wurden, um da den Todesstreich zu empfangen, oder auch des Hungertodes zu sterben. Hier war es z. B., wo Jugurtha, König von Numidien, von dem Euch die Studenten zu erzählen wissen, 6 Tage lang ohne Speis und Trank gefangen war und daselbst des Hungertodes gestorben ist. Hier wurden zur Zeit der alten Römer häufig Verschwörer, große Verbrecher und gewiß auch viele Unschuldige, namentlich auch unzählige Kriegsgefangene von den Henkern erdrosselt und dann ihre Leichen durch einen unterirdischen Gang in den Fluß Tiber gebracht. Da auch unsere heiligen Apostelfürsten einige Zeit in diesem grausenhaften Kerker gefangen waren, so wollten wir denselben auch besuchen. Eine in spätern Zeiten angebrachte Treppe führte uns zu demselben hinab. Schreckliches Gefängniß, 30 Fuß unter der Erde, kein Licht, wenig und schlechte Luft und dazu die Erinnerungen an die Thränen und das Blut, das hier geflossen! Und doch tritt man mit heiliger Ehrfurcht an diesen Ort, weil er geheiligt ist durch die letzte Gefangenschaft Petri, des ersten Statthalters Christi auf Erden und des großen Völkerlehrers, des heiligen Paulus. Noch steht die Granitsäule da, an der sie angekettet waren. Noch mehr wird man mit Ehrfurcht erfüllt, wenn man sich an das Wunder erinnert, welches der hl. Petrus allhier gewirkt hat. Er hatte seine Gefängnißwärter, Martinian

und Prozeßus, wie auch 27 mitgefangene Soldaten zum christlichen Glauben bekehrt. Da es aber an Wasser fehlte, um sie zu taufen, wandte sich Petrus zum Gebete und augenblicklich entsprang dem Felsen eine reiche Wasserquelle und die Neubekehrten wurden getauft und starben nachher des glorreichen Martertodes. Diese Quelle fließt bis auf den heutigen Tag und wir waren so glücklich, aus derselben zu trinken. — Man könnte aus dem oben Gesagten schließen, die heiligen Petrus und Paulus seien ebenfalls, wie so viele Andere, an dieser Stelle getödtet worden. Das ist aber nicht der Fall. Weil sie Oberhirten der Christen waren, so wollte Kaiser Nero dem blutdürstigen Heidenvolk ein Schauspiel bereiten und ließ sie also öffentlich hinrichten, den Petrus durch Kreuzigung, den Paulus durch Enthauptung. Doch davon soll später noch die Rede sein.

Nachdem wir an Ort und Stelle dem gefangenen Petrus, dem ersten Papste, unsere Verehrung dargebracht, sehnten wir uns, nun auch seinem 256sten Nachfolger, dem in gewissem Sinne ebenfalls gefangenen Papst Pius IX. unsere Huldigung darbringen zu können. Durch freundliche Vermittlung des Hochw. Hrn. Kaplan der päpstlichen Schweizergarde sollte uns diese hohe Ehre am 11. Mai zum ersten Mal zu Theil werden. Derselbe hatte die Güte, uns einem Hausprälaten des Papstes vorzustellen, der uns mit größter Freundlichkeit aufnahm und uns die erforderlichen Weisungen gab, wie, wo und wann wir an benanntem Tage einer feierlichen Audienz des heiligen Vaters beiwohnen könnten. Nach dem Reglement müssen Geistliche in der Soutane und dem schwarzen Mantel erscheinen; auch geziemt es sich, daß der große italienische Priesterhut nicht fehle, den man übrigens im Vorzimmer zurückzulassen hat. Ob man dieß Alles sein eigen nenne oder es nur entlehnt habe, darnach wird man nicht gefragt; wie man ja auch bei uns daheim bei festlichen Anlässen Keinen und Keine mit dergleichen Fragen belästiget. Um 12 Uhr saßen wir bereits in einem großen, schönen Saal des Vatikans. Allmälig trafen einzelne Kämmerer, Prälaten, Domherren, Bischöfe und Kardinäle ein; ebenso einzelne höhere Militärpersonen und andere weltliche Herren, so daß nach Verlauf einer Stunde bereits eine große Zahl auf die Ankunft des heiligen Vaters wartete. Ohne Zweifel waren da manche berühmte Männer dabei; aber wir hatten Niemanden, der sie uns näher bezeichnen konnte. Desto aufmerksamer richteten wir unsern Blick nach jener Seite hin, wo der heilige Vater herkommen mußte. Endlich erscheint der ehrwürdige, 85jährige Greis, unterstützt von einem Prälaten, weil ihm wegen einem schmerzlichen Fußleiden das Gehen schwer fällt. Er trägt eine einfache weiße Soutane, auf der Brust ein Bischofskreuz, das Haupt mit einem weißen Käpplein bedeckt; eine so ehrwürdige Gestalt, daß man sich bei seinem Anblick unwillkührlich auf die Kniee wirft, um seinen Apostolischen Segen zu empfangen. Als er sich niedergesetzt, hielt Einer im Namen des Kapitels von St. Peter eine Ansprache an ihn, von der ich aber wegen zu großer Entfernung nichts verstand. Um so aufmerksamer konnte ich den heiligen Vater beobachten. Wenn er so dasitzt, sieht man ihm sein hohes Alter sehr gut an. Obwohl sein Angesicht noch voll und sein Auge noch lebendig, sieht man gleichwohl, daß ihn die Last der Jahre und all' die Leiden und Sorgen seines hohen Amtes schwer drücken. Als er dann aber von seinem Thronsessel sich erhob und eine Anrede an die Versammelten hielt, hätte ihm Keiner ein so hohes Alter zugetraut. Seine Stimme war noch voll und kräftig und er sprach mit großer Lebendigkeit Leider konnte ich nur sehr wenig davon verstehen. Nachdem er alle Anwesenden gesegnet, ließ er sich in einem Sessel in einen andern Saal hintragen, wo eine große Menge Franzosen auf eine Audienz wartete. Auf dem Wege dahin wurde auch uns die Ehre zu Theil, ihm vorgestellt zu werden, wobei er uns mit größter Freundlichkeit seine Hand zum Kusse darreichte und ein paar liebevolle Worte an uns richtete. Die französischen Pilger waren überaus zahlreich versammelt, Männer und Frauen. Nachdem der heilige Vater ihre Huldigung und sehr kostbaren Geschenke entgegengenommen, hielt er eine begeisterte französische Ansprache an sie, um sie im Glauben zu stärken und zur Bethätigung desselben aufzumuntern. Zum Glück hatte ich dießmal einen sehr günstigen Platz gefunden, so daß ich ein jedes Wort verstehen konnte. Er sprach übrigens mit so klangvoller Stimme, daß man ihn selbst in einer großen Kirche verstanden hätte. Bei dieser Ansprache hat sich vollkommen bestätigt, was man oft von Pius IX. gesagt hat, daß er nämlich in

unvorbereiteter Rede eine Meisterschaft besitze, wie selten Einer, ja in diesem hohen Alter wohl kein Anderer. Ich hatte die Ehre, mehrere seiner Ansprachen zu hören und war erstaunt, wie dieser 85jährige Greis so geistvoll auf die verschiedenartigsten, ihm vorgelegten Adressen antwortete, mit einer Sicherheit und Gewandtheit, mit einem Eifer und einer Lebhaftigkeit, als stünde er noch in den Jahren der vollen Manneskraft. Nach ertheiltem Apostolischem Segen begab sich der heilige Vater mit mehreren Kardinälen, Bischöfen und Prälaten, wie auch einigen weltlichen Männern von Auszeichnung wieder in einen andern Saal. Hier war nun einige Zeit gesellige Unterhaltung. Der Papst redete bald mit diesem, bald mit jenem Herrn und war überaus freundlich und heiter. Schade, daß die Unterhaltung meistens in italienischer Sprache geführt wurde. Da hat es mich wieder einmal wenig genützt, daß man mich in der Jugend mit der griechischen Grammatik gequält hat. Uebrigens soll man nicht etwa meinen, daß ich etwas verstanden hätte, wenn die Herren lauter Griechen gewesen wären. Auch möchte ich nicht etwa den Herren Studenten den Appetit für das Griechische verderben. Wer's Zeug dazu hat, der soll nur wacker lernen. Schön wär's schon, wenn man's könnte. Aber wenn einmal die Gotthardbahn gebaut ist und der Verkehr mit Italien mehr und mehr zunimmt, so käm's dann doch Manchem wohl, wenn er in der Jugend auch etwas Italienisch gelernt hätte.

Als die Zeit gekommen war, wo der heilige Vater sich in sein Wohnzimmer zurückziehen wollte, reichte er noch Jedem der Anwesenden die Hand zum Kusse dar und verabschiedete sich von ihnen. Bei diesem Anlaß mußte ich sein ausgezeichnetes Personen-Gedächtniß bewundern. Er hatte in diesen zwei Stunden eine so große Zahl von Fremden gesehen und Viele davon zum erstenmal und nur so im Vorbeigehen; und doch kannte er noch Alle, die ihm vorgestellt worden waren und nannte ihr Amt und ihre Heimath. — Auch seine äußern Sinne waren durch sein hohes Alter noch wenig geschwächt; er sah ohne Brille noch recht gut; ebenso gut war sein Gehör. Und wenn man bedenkt, wie Pius IX. besonders bei Anlaß von größern Festlichkeiten nebst seinen vielen Sorgen und Geschäften fast täglich, oft mehreremal feierliche Audienzen gab und dabei oft längere Ansprachen hielt, so muß man wahrlich über seine Geistes und Körperskräfte erstaunen und kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß eine höhere Hand ihn seiner heiligen Kirche so lange wunderbar erhalten hat — Da Pius IX. auch jetzt noch nach seinem Tode so viele Verehrer hat, so wird es vielleicht Manchem erwünscht sein, etwas von seiner Lebensweise oder von seiner Tagesordnung zu vernehmen Ich will sie hier anführen, wie ich sie auch vernommen habe Pius pflegte Morgens 6 Uhr aufzustehen und sich auf das heilige Meßopfer vorzubereiten, welches er um 7 Uhr in seiner Hauskapelle darbrachte. Nachher wohnte er noch einer heiligen Messe bei, welche ein Hofkaplan las. Dann nahm er zum Frühstück eine Tasse Kaffee und etwas später ein wenig Fleischsuppe. Nach dem Frühstück betete er mit einem Hausprälaten das Brevier und arbeitete dann etwas für sich. Von 10 bis halb 1 Uhr gab er seinem Staats-Sekretär und andern Kardinälen und Bischöfen Privataudienz, um die laufenden Geschäfte mit ihnen abzuthun. Hierauf folgten die öffentlichen Audienzen, welche ihn bis 2 Uhr in Anspruch nahmen, wobei er, wie wir oben gesehen, Ansprachen an die Versammelten zu halten pflegte. Nachher unterhielt er sich zur Abspannung einige Zeit mit den anwesenden Kardinälen, Prälaten u. s. w. Darauf folgte das Mittagessen. Der Papst speist immer allein. Er wird das wohl darum thun, damit er dabei weniger Zeit verliere und auch ganz einfach leben könne. Und das hat Pius wirklich gethan. Seine Mahlzeit bestand in Suppe, zweierlei Gemüsse und nur einer Fleischspeise und einem Glas Wein. Nach dem Essen ruhte er ein wenig. Dann beschäftigte er sich wieder mit Privatarbeit und Breviergebet. Hernach besorgte er wieder, wie Vormittag, mit seinen Kardinälen u. s. w. die Amtsgeschäfte, was oft wieder einige Stunden in Anspruch genommen hat Zum Nachtessen nahm er nur einige Früchte mit etwas Wein. Darnach war noch, wie im engern Familienkreise zu geschehen pflegt, etwelche Abendunterhaltung. Um 10 Uhr verrichtete er mit seinen Hauskaplänen die gemeinsame Abendandacht und ging dann zur Ruhe. — Das war nun die tägliche, einfache, aber mühevolle Lebensweise Pius IX. bis in sein hohes Greisenalter.

Wenn diese täglichen Audienzen für den greisen

Pius etwas Ermüdendes und Beschwerliches waren, so hatten sie für sein liebendes Vaterherz doch auch etwas sehr Erfreuliches. Von den Großen dieser Erde war er größtentheils verlassen, von Vielen verrathen und beraubt. Kein Recht und kein Versprechen wurde ihm gehalten, die heiligsten Verträge, die er mit ihnen abgeschlossen, wurden eigenmächtig mit Füßen getreten. Selbst katholische Fürsten liebäugelten mit denen, die ihm Alles genommen. Seine Bitten und Mahnungen fanden überall taube Ohren. Mit wenigen ehrenwerthen Ausnahmen waren fast alle Regierungen ihm und seiner heiligen gerechten Sache feindlich gesinnt. Selbst der Bundesrath unserer kleinen Schweiz meinte die Großen nachahmen zu müssen und versetzte ihm, wie einst das bekannte Thier mit langen Ohren dem Löwen, auch noch einen Fußtritt, indem er den Gesandten des heiligen Vaters aus dem Lande jagte und meinte, was für eine Heldenthat er dadurch verübt habe. Aber doch Eines konnten sie mit aller List und Gewalt ihm nicht nehmen — die ungetheilte Liebe und Hochachtung der katholischen Völker allüberall. Pius IX. war der beliebteste und geachtetste Fürst der ganzen Welt. Und wenn die Fürsten und Regenten es nicht wagten, dem schwer gekränkten Greisen unter die Augen zu treten, weil sie fürchteten, er werde ihnen die Wahrheit sagen, nun so eilten Tausende und Hunderttausende von Pilgern aus allen Ständen und Ländern nach Rom, um ihm zu huldigen, sein Apostolisches Wort zu hören und seinen Vatersegen zu empfangen. Das war ein Triumph für den heiligen Vater, wie er wohl Keinem der mächtigsten Fürsten zu Theil wird. Möge nun Pius IX. im Himmel triumphiren und für uns Alle Gott bitten!

Mit diesem Wunsche schließe ich einsweilen. So Gott will, komme ich über's Jahr wieder, um dann die Erzählung meiner Rom-Reise zu Ende zu bringen. Unterdessen Gott empfohlen!

Stans, an St. Niklausentag 1878.

R. Niederberger, Pfr.

Anekdoten.

1.

Wie ein Freigeist belehrt ward. Der Jesuit Athanasius Kircher, gebürtig aus Geisa (Sachsen-Weimar), war seiner Zeit weit und breit als einer der ersten Physiker und Astronomen der Welt bekannt. Derselbe hatte einen guten Freund, der war wohl auch ein tiefsinniger und gelehrter, aber kein frommer Mann, wie der Pater Kircher. Er schätzte und bewunderte die astronomische Wissenschaft des Jesuiten, aber die religiöse Gesinnung und Gläubigkeit Kirchers schien ihm eines Denkers unwürdig zu sein, ja der Glaube an Gott schien ihm ein Pfaffenmärlein. Nun geschah eines Tages, daß unser Pater Kircher soeben in astronomische Rechnungen vertieft an seinem Studirpulte saß, als besagter Freund und Philosoph in das Zimmer trat. Er wollte den Pater nicht in seiner Rechnung stören, ging also einstweilen im Zimmer auf und ab und betrachtete mit großem Interesse einen schönen neuen Himmelglobus, welcher sich in einem Winkel des Zimmers aufgestellt fand. Nach einer Weile legte Kircher seine Arbeiten bei Seite und fragte den Eingetretenen, ob ihm der Globus gefalle? „Ueber die Maßen," entgegnete Jener, „nur sagt mir, guter Vater, wer dieses Meisterstück verfertigte?" — „Wer ihn verfertigte? Niemand," — erwiderte ruhig der Pater. Verwundert fragte jener, woher denn der schöne Globus gekommen sei. „Er ist von ungefähr in's Zimmer gekommen, war die Antwort des Jesuiten. „Sie scherzen, Freund!" entgegnete halb unwillig der Fremdling, als Kircher auf alle weiteren Fragen, bei seiner Antwort stehen blieb. „Ei, mein Guter," begann er endlich, „warum wollen sie denn nicht glauben, daß dieser kleine Globus von selbst entstanden sei, da Sie doch behaupten, das viel größere Original, der Himmel selbst sammt allen Firsternen und Planeten sei von selbst, durch bloßen Zufall entstanden?" Der Freigeist verstummte.

2.

Ein junger Herr prahlte: „Ich bin in fünf Minuten eine Meile geritten, können Sie das auch, Herr Rittmeister?" „Reiten kann ich's nicht," erwiderte der Gefragte, „aber lügen kann ich's auch."